Biblioteka
U. M. K.
Toruń
204066
II

Agnes Harder

Die kleine Stadt

1.60

Ostpreußen
Bücher

Agnes Harder

Die kleine Stadt

Aus meinen Kindertagen

Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.

Ostpreußen-Bücher / 1. Band

Der Erinnerung

an meine Eltern gewidmet!

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

L 69

Städtische Volksbücherei 1 Elbing

44 V 167

204.066

Copyright 1927 by Gräfe und Unzer/Verlag/Königsberg Pr.
Druck der Ostpreußischen Druckerei u. Verlagsanstalt AG Königsberg Pr.

An die Kinderstadt!

Hier war ich Kind: Hier wächst Erinnerung
Wie zwischen Steinen Gras. Hier war ich jung.
Dort stand ich an der Tonbank sehr verlegen,
Nahm Gerstenzucker und Lackritz entgegen,
War selig, gab's zum Heft ein Bildchen drein,
Und fühlte beides, Kinderlust und Pein.
Aus allen Fenstern blicken Menschen nieder,
Die längst schon schlafen unterm Kirchhofsflieder.
Ich schaue staunend einem jeden nach
Und fühl' mich wie der Mönch von Heisterbach.

Und wie ich selbst so wieder vor mir geh',
Wie ich mich wende, mir ins Auge seh',
Ein andrer ward, und doch derselbe blieb,
Aus früher Knospe nun ein später Trieb,
Da fühl' ich, wie die Zukunft schon gebettet
Im Herzen sich die neue Knospe rettet,
Die schlafen wird durch eines Winters Nacht,
Bis sie zu neuem Leben dann erwacht,
Bis dieses Selbst, das hier als Kind mich grüßt,
In ferner Zukunft lächelt oder büßt.

Einleitung.

In den letzten Septembertagen des Jahres 1873 fuhr der Kreisrichter Rudolf Harder mit seiner Frau Luise und den vier Kindern, die bisher aus dieser Ehe entsprossen waren, in einem Abteil 3. Klasse der Ostbahn aus der kleinen Stadt hinter Königsberg, in der er 6 Jahre verbracht hatte, nach seinem neuen Bestimmungsort, einer ebenso kleinen Stadt in der Nähe der westpreußischen Grenze, die nicht einmal Bahnstation war, sondern mitten im Lande Pogesamien oder Höckerland lag, wie die alten Pruzzen diesen Gau genannt hatten, weil es ein welliges Land war, aus dem hie und da mäßige Hügel sich erhoben, die später die Ordensritter zur Anlage fester Komtureien benutzt hatten. Die kleine Stadt, in der sich der wichtigste Teil meiner Kindheit abgespielt hat, ob er auch wieder nur einige Jahre umfaßte — denn Juristen sind Wanderer von Ort zu Ort —, krönte ihren Hügel, wie es vielleicht der Hohe Twiel tut, nur daß das Plateau entsprechend breiter war und den Ort mit seinen 5000 Einwohnern stolz hinter der dicken Mauer aus der Ordenszeit barg. Ein Zufall brachte mich nach einem Menschenalter wieder in jenen Kreis, in dem meine Schwester ein Gut besitzt.

Aber jetzt wechsle ich in Elbing den Zug und fahre mit der Kleinbahn nach Ostpreußen hinein, vorbei an der kleinen Station, wo uns damals der Omnibus erwartete, der uns die anderhalb Meilen Chaussee und schließlich den Berg hinaufschleppte. Sie geht an dem neuen Bahnhof vorbei, der eigentlich schon ein alter ist. Sind doch über 50 Jahre verflossen, seit ich dort Kind war. Die Bahn führt dicht am Kirchhof vorbei, wo die meisten meiner damaligen Freunde liegen. Nur eine alte

Treppe ersteige ich noch wie früher, wenn ich zu Besorgungen mitfahre in die Kreisstadt; denn das ist ihr jetziges Verhältnis zu meinem Landaufenthalt. Der alte Arzt und seine alte Frau sind meine letzten Kinderfreunde dort. Vielleicht, daß mir hinter einem Fenster noch eine Schulbekannte nachsieht. Ich weiß es nicht. Ich glaube nur, daß es noch dasselbe Pflaster ist, das meine derben Kinderstiefel traten! Es stehen auch noch die Häuser, in denen wir wohnten. Aber das Amtsgericht ist ins Schloß verlegt, und die Kirche hat einen neuen Turm bekommen. Der alte mit dem schön geschwungenen Helm ist vor ein paar Jahren abgebrannt.

*

Wie gut besinne ich mich auf jene Fahrt nach dem neuen Ort! Ich ging schon im zweiten Jahr in die Schule, als Vater versetzt wurde. Er war Kreisgerichtsrat geworden und Divisionsdirigent. Er sollte zugleich die Leitung des großen Gefängnisses übernehmen, das in dem alten Ritterschloß untergebracht war. Ich saß als Älteste mit den Eltern im Abteil. Wir waren drei Mädels und ein Junge, der damals drei Jahre alt war. Die beiden Dienstmädchen fuhren 4. Klasse. Wir sind wohl reichlich versehen gewesen mit gutem Reisefutter. Ich bin heute überzeugt, daß kalte Klopse dabei waren, dieses Lieblingsessen jedes wahren Ostpreußen, und unzählige belegte Brote und Obst sind sicher an uns verteilt worden. Wir waren in ausgelassener Stimmung, denn der Abteil gehörte uns allein. Der Vater sah aufmerksam durch das Fenster und sagte plötzlich zu meiner Mutter, in die Ferne weisend: „Da liegt die kleine Stadt!" Sie tauchte wirklich lange vor der Haltestelle am Horizont auf, verschwand wieder, um aufs neue zu winken. Ich stürze ans Fenster ohne Rücksicht auf die Geschwister, und mein Vater gab mir einen jener „Mutzköpfe", die wie Mücken durch den Himmel unserer Kinderzeit schwirrten. Sie wurden mit verwenkter Hand verabfolgt, taten nicht sehr weh, sollten ja auch nur sogenannte Jagdhiebe vorstellen, erweckten aber immer ein Gefühl ungeheurer Beschämung. So kam es, daß ich die weißen Mauern und die spitzen Türme zum erstenmal durch Tränen sah.

Die kleine Stadt.

Näherte man sich auf der Chaussee von der vielleicht eine Stunde entfernten Bahnstation der kleinen Stadt, so wuchs sie auf ihren Hügeln mächtig heran. Der Chausseedamm war sehr hoch und führte in schönem Bogen zu ihr hinauf, vom Berge noch einen kleineren Teil abschneidend, der eine Art Vorstadt bildete, die Amtsfreiheit. Man fuhr durch ein hohes Steintor, über holprige Straßen nach dem Markt, einer breiteren Straße, in der das Rathaus stand. Hinter dem Rathaus lag die St.-Bonifazius-Kirche, ein schmucker Backsteinziegelbau, in geringerem Ausmaße an all jene Kirchen erinnernd, die sich an der Ostseeküste entlang erstrecken und dem deutschen Norden eigentümlich sind. Der Kirchenplatz war sehr groß und ging bis an die Mauer. Auf die Mauer war der Kirche gegenüber die Schule gebaut, so zwar, daß ihre Fenster auf die Promenade gingen, die die Mauer umgab. Schule und Superintendentur saßen direkt auf dieser dicken Mauer, von der die Sage ging, daß ihr Mörtel mit Buttermilch angerührt sei, weshalb er die Steine schier bis in die Ewigkeit verband. Kirche, Schule und Schloß lagen auf einem Platz, der auch für meine heutigen Begriffe sehr groß ist, aber häßlich, denn die Hinterseiten der Markthäuser grenzten an ihn mit Schuppen und Ställen. Das Mühltor gab den Durchgang durch die Mauer zur Promenade. Von hier führte eine breite gepflasterte Straße hinab zur Amtsfreiheit, die sich den Hügel entlang bis an die Chaussee erstreckte. Das mächtige Schloß stand ein wenig hinter der Mauer. Den Zwischenraum füllten sehr kümmerliche Gartenplätze aus, von denen ich später berichten werde. Vom Schloßplatz aus sind sie nicht zu sehen. Alles was zum Gefängnis gehört, ist mit Mauern und Zäunen abgetrennt. Das Schloß hat zwei mächtige runde Ecktürme, echte Schloßtürme, aber

trotz seiner Größe und Riesenmaße blieb es für mich immer das Gefängnis. Es schied als solches aus dem Leben der kleinen Stadt vollständig aus, so oft man auch einen Trupp Gefangener mit ihrem Aufseher durch die Straßen kommen sah, um hier oder da eine Arbeit zu verrichten.

Das Rathaus hatte einen von steinernen Pfeilern getragenen Vorbau nach Art der fränkischen Bauernhäuser, die man in Pogesamien überall findet. Nur daß da hölzerne Säulen die vorgebaute Vorratsstube tragen. Am Rathaus aber gab es eines der Wunderwerke meiner Kinderzeit, die Sonnenuhr. Eine goldene Sonne war auf blauem Grund gemalt. Die zwölf Zahlen umgaben sie und den Zeiger. Zugleich aber standen da noch geheimnisvolle Buchstaben. Sie hießen: „Ut umbra sic vita fluit dum stare videtur." Mein Vater hatte sie mir übersetzt, und ich lernte sie bald auswendig. „Wie der Schatten, so fliehet auch das Leben dahin, obgleich es stille zu stehen scheint." Ich habe als Kind viel über diese Worte gegrübelt, die mir ganz falsch erschienen. Das Leben stand ja gar nicht still. Es lief ja wie rasend. Jetzt weiß ich es besser.

Führte das Mühlentor hinab zur Amtsfreiheit und zur Promenade, so kam man vom Steintor, wenn man die Chaussee weiter verfolgte, über den großen Marktplatz zum Kirchhof. Am Ende der Straße stand hier der Quitschenkrug. Das Gasthaus heißt noch heute so. Quitschenbäume nennen wir in Ostpreußen die Ebereschen, deren rote Früchte gerade reif sind, wenn der Roggen eingefahren wird. Auf dem Marktplatz fanden die Jahrmärkte statt. Hier wurden dann Buden und Karussels aufgestellt. Zuweilen beglückte uns auch ein Wanderzirkus. Ich habe die etwas nebelhafte Erinnerung an eine wunderschöne Frau, die Oceana Renz hieß. Sie saß auf einem Thron, dessen Rückenlehne das Rad eines Pfaus bildete. Auch die Vieh- und Pferdemärkte wurden hier abgehalten. Da wir aber aus Wehlau kamen, der kleinen Stadt, die den berühmtesten Pferdemarkt in ganz Ostpreußen hat, so gewannen wir den Pferdemärkten hier kein Interesse ab. Wehlau hat uns durch ein unerhörtes Leben an diesen Tagen und vor allem durch die Zigeunerlager verwöhnt. Die Zigeuner waren die allererste Romantik in meinem Dasein.

Aber das Schmuckstück der kleinen Stadt war und ist ihre Promenade. Sie läuft an der Mauer entlang und ist mit schönen Bäumen bestanden. Schlängelwege führen den steilen Berg hinab, von kleinen Absätzen mit Bänken unterbrochen. Wie hoch ist der Berg! Wie tief das Tal da unten, durch das das rasche Flüßchen fließt, die Weeske. Sie geht in den Drausensee. Der ist zu weit, den kann man nicht sehn. Aber viele weiße Wege laufen da unten zwischen den Feldern hin in die weite Welt. Chausseen mit Bäumen in regelrechten Abständen bepflanzt, langweilige gerade Chausseen, wie man sie dann im Leben gehen muß, und viel interessantere, schmale, sandige Landwege, an denen hie und da Weiden stehn, Kopfweiden, die wie Zwerge mit dickem Kopf und struppigem Haar aussehn, und Sturmweiden mit wehenden Zweigen. Dazwischen Felder, die je nach der Jahreszeit braun, grün, gelb oder weiß sind, die Naturuhr, die nur vier Stunden zeigt, und über sie hinausgrüßend hie und da die Häuser ferner Dörfer. Einige sah ich, wenn ich Vater auf einem Lokaltermin begleiten durfte. Am Rain dieser Feldwege aber von den ersten Himmelschlüsselchen bis zum letzten Rainfarn, Blumen, Blumen, Blumen. Auch an den Chausseen stehn sie, wo die Böschung hoch ist. Die Landwege aber umkränzen sie förmlich. Diese Heckenrosensträuche! Und die Glockenblumen und Maßlieben! Und Prasseln, die weißen dickköpfigen Erdbeeren, die auf sandigem Boden am Grabenrand wild wachsen! Sammeln, sammeln! Im Frühling die Himmelschlüsselchen, die ganz gut Ostpreußens Wappenblume sein könnten. Im Sommer die Maßlieben, mit den Maiglöckchen Mutters Lieblingsblume, und im Herbst die roten Hagebutten, in die sich die Heckenröschen verwandelt haben. Sie geben ein so feines Eingemachtes und zu Weihnachten einen so erlesenen Marzipanbelag. Aber wenn man sie auf die Hälfte schneidet und die behaarten Samen herausnimmt, muß man husten! Überall setzen sich die Härchen fest. Natürlich hilft man Mutter getreulich. Aber es ist eins von den kleinen Opfern, die der Hausaltar verlangt. Es gibt deren noch mehrere.

Bis zu dem weißen langen Stall der Schäferei an der Chaussee gehen wir manchmal mit den Eltern spazieren. Aber die meisten Wege führen doch in eine unbekannte Ferne. Die zog mich schon als Kind mächtig an.

Meiner Kindheit Wege sah ich wieder,
als ich nun die kleine Stadt besuchte.
In der Sonne lag sie auf dem Berge.
Und die Wege liefen in die Weite,
hin durch Acker, Wiese, Stoppelfelder. —
Die Marienfäden flogen
drüber hin wie die Erinnerungen.

Um die kleine Stadt auf ihrem Berge
läuft die alt uralte dicke Mauer.
Um die Mauer geht der Lindenweg,
rings im Kreise, selber Anfang, Ende.
Aber all die Wege dort im Tale
führen in die weite, weite Welt.
Alle, alle bin ich sie gegangen.
Norden, Süden, Osten, Westen — alle.
Vollgetrunken haben sich die Augen.
Vollgetrunken an der schönen Fremde
hat sich auch das sehnsuchtsatte Herz. —

Die Promenade war der gewöhnliche Spaziergang. Auf ihr traf man sicher die Bekannten. Für uns Kinder aber war sie ohne Begleitung verbotenes Gebiet. Auf den Schlängelwegen trieben sich bergauf bergab oft üble Elemente herum, die hinter dem Strauchwerk willkommenen Versteck fanden. Auch ich machte hier meine erste Bekanntschaft mit der Roheit. Das einzige häßliche Wort, das in der kleinen Stadt überhaupt mein Ohr erreichte, hörte ich hier. Als ich in Todesangst vor den Jungen nach Hause lief, gleich zu meinem Vater, nahm er mich an der Hand und ging sogleich mit mir an den Ort der Tat. Die Bengels hatten sich davongemacht und in sichere Entfernung gerettet. Bei solchen Gelegenheiten pflegte mein Vater immer zu bedauern, daß die Prügelstrafe abgeschafft war. Tierquälern, Baumfrevlern und gar Kinderverfolgern hätte er am liebsten von Amts wegen die Bastonade gewünscht, die uns in den Hauffschen Märchen solche Freude machte.

Es ist sonst nicht viel von der kleinen Stadt zu sagen, und das ist gut. Historische Erinnerungen hatte sie außer Schloß und Mauer der Weißmäntel nicht. Mein Vater, ein großer Geschichtskenner, hätte sie sonst herausgefunden. Eine bestimmte

Sorte Honigkuchen mit weißem Guß wurde vorzüglich bereitet und das ganze Jahr hindurch gegessen. Das war ihr ganzer Anspruch auf Anerkennung. Sie lag auf ihrem Berg, trank Sonne und Regen, schneite ein und taute wieder auf, und atmete ruhiges Dasein. Wenn ein Kind nicht auf dem Lande groß werden kann, dann ist so eine kleine Landstadt die allerengste Nachbarschaft zum Paradiese dieser Jahre.

Unsere Wohnungen.

Man hatte in der kleinen Stadt nicht auf uns gewartet und flocht uns keine Ehrenpforten. Ja, wir konnten nicht einmal wie sonst in ähnlichen Fällen in die Wohnung von meines Vaters Amtsvorgänger. Der war sehr alt geworden, und seine drei Töchter waren auch schon alt, als er starb. Sie waren außer dem Landrat die einzigen Adligen in der Kreisstadt eines der feudalsten Kreise Ostpreußens. So beschränkten sie sich in ihrem Umgang auch auf das blaue Blut. Ich habe sie kaum gesehen und bildete mir ein, daß sie ihre Wohnung nie verließen. Zudem nahmen sie es meinem jungen Vater übel, daß er der Nachfolger ihres alten geworden war und hielten sich von uns noch besonders fern.

Wir hatten also die Wohnung nehmen müssen, die gerade frei war, und wohnten in der Nähe des Steintors, bei einem Schlosser. Schlecht und recht, mit der Aussicht, bald etwas Besseres zu finden. Dicht am Steintor nun, gerade um die Ecke, stand ein einstöckiges, großes, weißes Haus. Diesem Haus und seinen lieben Bewohnern verdanke ich einen großen Teil der Freuden meiner Kindheit. Der Besitzer selbst wohnte im Erdgeschoß; ein Rechtsanwalt, zufällig ein Korpsbruder meines Vaters, im oberen Stock. Der Besitzer hatte sieben Kinder, was schon von vornherein unsere Sympathie erregte, da wir es im Laufe jener Jahre zu sechsen brachten. Auch dort waren die Ältesten drei Mädchen und fast bis auf den Tag in unserem Alter. Ergab das von selbst durch den Schulbesuch die herzlichste Freundschaft, so waren wir die Gewinnenden, weil jene Familie für meine kindlichen Begriffe märchenhaft reich war. Es gehörte ihr nicht nur das Haus, sondern ein großer Garten dahinter, der bis an die Chaussee und an der Seite bis hart an

die Mauer ging. Ja, in einem Kuhstall standen eine Reihe prächtiger Kühe, und morgens und abends drängten sich die Mägde mit ihren Töpfen, um die frisch gemolkene Milch aus den Eimern sich einmessen zu lassen. Dieser Kuhstall stieß auf der einen Seite an das Steintor und ihm gegenüber lag ein Pferdestall, der ebenfalls zum Hause gehörte. Der Vater unserer Freundinnen war früher Gutsbesitzer gewesen, hatte noch ein schönes Stück Land, eine Viertelstunde vor der Stadt, und zudem die Posthalterei, und mußte die Pferde für die regelmäßige Verbindung mit der Bahn stellen.

Welche Fülle des Besitzes für ein Beamtenkind, das auf seine Etage beschränkt war und von je mit allen Sinnen der Natur zustrebte!

Des Morgens holten wir beiden Schulpflichtigen unsere Freundinnen zur Schule ab. Dann saßen die Eltern an der Spitze des langen Kaffeetisches. Der Vater groß und stattlich mit kurzem, rotblondem Vollbart, ein Salzburger, dessen Familie eigentlich nach Litauen eingewandert war. Die Frau zart, mit blondem, glattem Scheitel, der man ihre sieben Kinder nicht ansah. Wie bei uns lag ein Wachstuch auf dem Tisch, wie bei uns standen Kaffeetöpfe der Reihe nach herum und lagen daneben die knusprigen Semmeln, die nach Pfennigen abgeteilt und einzeln abzubrechen waren. Die Schultaschen waren schon gepackt, und man fuhr in die Mäntel, band die Kapuze um, und heraus ging es, durch das Steintor, die holprige Straße entlang nach dem Kirchplatz. Unsere Freundschaft ging ja im Winter an, und es war nur bezeichnend für die Zeit, daß unsere Tracht ziemlich dieselbe war. Wir trugen damals, als wir noch in die zweite Klasse gingen und noch nicht zehn Jahre alt waren, fast immer schottisch karierte Kleidchen mit einem lose abzubindenden Kragen, der getüllt war. Unter dem Kleid kamen im Winter schwarze Hosenröhren hervor, die bei meiner Freundin aus Tuch, bei mir aus Samt waren. Die gehörten zu weißen Barchenthosen und wurden angeknöpft. Wollene Strümpfe und Filzschuhe mit rotem oder grünem Plüsch besetzt und mit Fitzelband zugebunden, vervollständigten diese Ausstattung. Die Filzschuhe hatten Ledersohlen und ermöglichten ein herrliches Schlittern auf den sanft abfallenden, festgefrorenen Rinnsteinen der nach allen Seiten abschüssigen kleinen Stadt. Ich selbst

habe es aber auch in diesem Sport zu keiner Meisterschaft gebracht und wagte es nur mit zitterndem Herzen, die Schlitterbahn zu betreten.

Ich schildere diese Alltagstracht für den Winter so genau, weil meine Mutter sehr viel auf Kleidung gab, bei sich und bei ihren Kindrn. Sie ist also in ihrer Einfachheit für unsere Kreise wohl das übliche gewesen. Im Frühling gab es Höschenparade. Dann wurde der Vorrat an Schirtingbeinkleidern mit gestickten Strichen hervorgesucht, und wir mußten sie anziehen, um zu sehen, wieviel ausgewachsen war. Das rangierte dann herunter. Ich als Älteste bekam Neues. Mit den Röckchen und Kleidern wurde es ebenso gemacht. Im Sommer trugen wir kurzärmelige Kattunkleider, weiße Strümpfe und leichte Zeugschuhe. Mutter nähte alles selbst auf einer Nähmaschine, die sie sich schon in der vorigen Stadt als eine der ersten angeschafft hatte, und hatte im Zuschneiden von Wäsche und Kindersachen eine Geschicklichkeit wie eine bewährte Schneiderin. Es ist mir ein altvertrautes Bild, daß der große runde Eßtisch seiner Decke beraubt wurde, Ballen von Schirting darauf lagen, und Mutter nach den Schnittmustern der „Modenwelt" mit dem Kopierrädchen eifrig hin und her fuhr und dann die große Schere handhabte.

Eine besondere Freude war es für uns, mit den drei Freundinnen die Betten zu tauschen, d. h. nach langem Bitten ging eine der Schwestern zu der befreundeten Familie und eine von dort zu uns. Wir schliefen dann eine Nacht zusammen und gingen am nächsten Morgen zusammen in die Schule. Damals gab es noch Schlafbänke, die aber sehr bald aus meinem Gedächtnis geschwunden sind, ein Beweis, daß meine Eltern das Unhygienische der Einrichtung sobald wie möglich überwanden. Für soviel Kinder, wie wir es waren, hatte aber solche Schlafbank in unserer beschränkten Wohnung viel für sich. Sie erinnerte an eine Kommode, deren Deckel zurückzuschlagen war. Dann lagen die Betten darin und wurden mit dem herauszuziehenden Gestell zusammen herausgenommen. Meistens konnten zwei Kinder in einer solchen Schlafbank liegen, eines oben, eines unten. Für die schlimmsten Zeiten der kleinen Übervölkerung waren diese Schlafbänke, die das Gitterbett ablösten, das dann schon immer einen Nachfolger hatte, eine vorzügliche Einrichtung.

Aber ich war immer ein Sommerkind und habe auch viel weniger Erinnerungen an den Winter. Nur wenn ich die „Schneekönigin" von Andersen lese, fällt mir ein, daß wir ja auch gefrorene Fenster hatten, daß wir auch einen Groschen an sie drückten, um ein Loch hineinzutauen und hinauszusehen, auf die Straße, wo die Bauern in weißen Pelzen zum Markte fuhren in Strohschlitten. Meine Liebe gehörte dem Sommer, und im Sommer erstrahlte auch das Freundeshaus um die Ecke, das strahlende, weiße Haus in seinem Farbenzauber. Dann flogen wir wie Bälle durch den Garten, an den bescheidenen Blumenbeeten vorbei, herunter nach der tiefliegenden, kreisrunden Laube, deren Dach eine sorgfältig gestützte Traueresche bildete, deren Zweige nach allen Seiten bis auf die ausgemauerten Bänke fielen. Diese Laube wurde zu einer bestimmten Zeit von spanischen Fliegen besucht, die dick auf den Zweigen saßen. Dann hielten wir Ernte, sammelten die grünen, großen, glänzenden Käfer in Tüten und brachten sie in die Apotheke zum Verkauf. Wenn unsere Finger stanken, so nahmen wir das freudig hin für die Groschen, die wir ausbezahlt bekamen, und die uns unendliche Genüsse an Johannisbrot, Gerstenzucker und Schokoladenpulver eröffneten. Hinten im Garten, nach der Promenade zu, war ein Nußgang. Er barg herrliche Freuden für den Herbst. Dann machten uns die Blauspechte die Ernte streitig und flogen in ihrer gelben Weste und in ihrer dunkelblauen Biedermeiertracht von Ast zu Ast. Aber immer blieb noch genug für uns übrig, und selbst Weihnachten, wenn wir „Hammer und Glocke" spielten, erkannten wir am Einsatz noch die prächtigen Haselnüsse des Gartens wieder und zogen sie allen Lambertnüssen vor.

Natürlich hingen auch alle Wagenfahrten dieser Kinderjahre mit Onkel S. zusammen. Er stellte die Pferde und für den Winter die hübschen sechssitzigen Postwagen oder noch größeren Postomnibusse, jene hochgepolsterten kleinen Stübchen, in denen man sich als Kind so heimisch fühlte, mit den Netzen über dem Sitz, den klappernden Fenstern und der ganzen altmodischen Behaglichkeit. Nur für meinen Bruder hatte dieser regelmäßige Postverkehr, als er etwas größer geworden war, einen bitteren Beigeschmack. Wenn der Kutscher Will, von uns allen vergöttert, um ½21 Uhr anspannte, um zur Station zu fahren,

und sein Horn — er konnte wirklich noch blasen — über die Straße schmetterte, entfernte sich mein Bruder regelmäßig, um den Kutschbock zu erklettern und mit Will die Chaussee entlang bis zur Brücke der Amtsfreiheit zu fahren. Von dort erklomm er den steilen Weg bergan zum Mühlentor und stürzte nach Hause, kam aber immer zu spät zum Mittagessen, das pünktlich um ein Uhr aufgetragen wurde. Dann gab es Strafe, unter der wir alle litten; denn wir wurden streng erzogen, und Gehorsam war unsere erste Pflicht. Es war nicht möglich, den Jungen zurückzuhalten. Selig und doch mit schlechtem Gewissen entlief er fast jeden Mittag der kleinen Stadt.

Wir wohnten ein Jahr bei dem Schlosser. Auf die Wohnung selbst besinne ich mich nicht mehr. Ich weiß nur, daß über uns ein Kreisrichter wohnte, dessen Frau sehr schön sein sollte. Ich habe eine dunkle Erinnerung daran, daß sie einmal ein Abendkleid getragen hat, dessen Ärmel nur aus einem Streifen Schwanenpelz bestanden. Es muß sehr aufgefallen und viel besprochen worden sein, daß diese Erinnerung in mir haftet. Dann war sie auf einmal fort, und ich hörte, sie sei entführt. Ihr Mann wurde versetzt. Da diese Ereignisse in mein achtes Jahr fielen, so hatte ich von ihrer Bedeutung keine Vorstellung.

Viel besser als auf unsere eigene Wohnung besinne ich mich auf die des Schlossers unten. Er war jung verheiratet, hatte eine runde, hübsche, blonde Frau, und hatte deren Mutter in die Ehe mitgenommen. Diese Großmutter nun hat in jenem Jahr einen bedeutenden Einfluß auf mich gehabt. Sie wohnte in einem kleinen Stübchen hinter dem gemeinsamen Eßraum, und man konnte von letzterem aus einem Fenster in die Schlosserei sehen, die jenseits des Hofes lag. Es war bei ihr gerade Raum für ihr großes Himmelbett und ihren Webstuhl. Dazwischen stand ein gepolsterter Lederstuhl und vor ihm das Spinnrad. Ich kenne die Großmutter nur spinnend oder webend, und ich lernte in diesem Jahr den Betrieb bis ins kleinste, ja sie gestattete mir sogar schließlich, Spulchen zu drehen, was ich mit hingebender Leidenschaft tat. Spann sie selbst, und ich saß auf einem Schemelchen zu ihren Füßen, so erzählte sie mir d a s Märchen, über das sie verfügte. Es war jenes von den drei Spinnerinnen, zu denen das schöne Mädchen flüchtet, als der verliebte Prinz

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

sie erwählt und nur die eine Bedingung stellt, daß sie spinnen könne. Sie schickt ihn zu den drei Frauen, von denen die eine vom Netzen des Fadens eine hängende Unterlippe, die zweite vom Drehen des Garns einen breiten Daumen, und die dritte von dem beständigen Sitzen und Treten ein übermäßig entwickeltes Hinterteil zeigt. Der Prinz erschrickt über so viel Häßlichkeit und verzichtet auf seinen Wunsch. Das Märchen machte mir ungeheure Freude; denn die Großmutter selbst vereinigte in sich die drei Zeichen der tüchtigen Spinnerin, und ich konnte nur mit Vergnügen auf ihre breite Hinterhälfte, ihre hängende Lippe und ihren mächtigen Daumen sehen. Ich lernte aber eine Menge dabei, vor allem am Webstuhl, wußte mit Aufzug und Durchschlag Bescheid und sah mit Staunen karierte weiß und rote Bettbezüge entstehen, die nur durch das klappernde Webeschiffchen hervorgezaubert wurden. Als das Jahr um war, zogen wir vergnügt in jenes schöne große Eckhaus am Markt, mit dem die größten Freuden meiner Kinderzeit untrennbar verbunden sind.

Es gehörte einer alten Jüdin, die mit ihrem Sohn, einem Getreidekaufmann, das Erdgeschoß bewohnte. Den Stock darüber hatten wir inne, mit Fenstern nach dem Markt und nach der Seitengasse, mit großen hellen, freundlichen Zimmern und einer Küche, von der eine hölzerne, ziemlich steile Treppe auf den Hof herunter ging, wo die Gänse schnatterten, die die alte Frau mit Liebe pflegte, und die noch richtig gemästet wurden, um schöne weiße Lebern zu erzielen.

Nach dem Markt zu war ein großer Beischlag mit Fliesen gepflastert, mit einem Gitter umgeben und einer breiten Treppe zur Straße. Da saß die gute Alte, die wir sehr gerne hatten, und ließ sich unser wildes Spiel geduldig gefallen. Da saß auch meine schöne junge Mutter und wartete, daß Vater durch das Steintor die Straße herauf vom Gericht kam. Ich wußte damals sehr wohl, daß ich schöne Eltern hatte. Mein Vater war groß und schlank, hatte schon sehr früh eine hohe Stirn bekommen, und unbewußt fühlte ich, daß er über alle Männer seines Kreises, ja, ich bildete mir ein, über alle Menschen überhaupt, weit hervorrage. Meine Mutter hatte wundervolle blonde Zöpfe, die weit bis über ihre Knie gingen. Waren die Haare gelöst, so umwallten sie sie wie ein Mantel. Einmal

nach einer Gesellschaft hörte ich, daß man plötzlich lebende Bilder gestellt hatte, nur mit der Absicht, meine Mutter als Germania hinzustellen und bei der Gelegenheit zu erfahren, ob diese Zöpfe wirklich echt seien. Sie hatte die Probe glänzend bestanden. Dieses Haar brauchte aber viel Pflege. Es ist mir ein ganz geläufiges Bild, meine Mutter vor ihrem ovalen Toilettenspiegel zu finden, mit dem Elfenbeinkamm durch ihre Haare streifend. Dann fiel mir immer die Lorelei ein. Ich weiß auch noch, was meine Mutter damals getragen hat. Es war die Zeit der Überkleider aus schwarzem Erbsentüll; dazu gehörte dann ein ausgeschnittenes Unterkleid mit ganz kurzen Puffärmeln. Für bessere Gelegenheiten war es aus schwarzer Seide, doch trug man diese Überkleider aus schwarzem Tüll auch zu hellen Sommerkleidern, über blauem oder grauem Barège, wie denn die Tracht für Frauen damals mit den wallenden Röcken, die noch von einer leichten Krinoline gestützt wurden, sehr schön war. Die Krinoline wurde gerade in diesen Jahren von der ersten Turnüre abgelöst.

In den kleinen Städten setzten die Hausfrauen noch ihre Ehre darein, alles selbst zu machen: Spickgans, Pökelfleisch, Schinken einsalzen und räuchern, kurz, Vorräte zu haben. Es wäre das vielleicht auch damals nicht mehr so notwendig gewesen, denn es gab Schlächter genug am Ort; doch hätte es jeder für eine Schande gehalten, sich ein halb Pfund Aufschnitt zu holen. Das Haus war nicht nur die Burg des Friedens, es war auch, wenn auch nicht mehr im Sinne unserer Großmütter, der Produktionsherd des Genusses. So besinne ich mich sehr wohl auf das Zubereiten der Wintervorräte, besonders auf das Stopfen der Rauchwurst. Mit welchem Eifer die Masse in den Darm gepfropft wurde, in den mit einer scharfen Nadel hineingestochen wurde, um die Luftblasen zu entfernen. Immer wieder strich die Hand der Mutter liebevoll an der Wurst entlang, bis sie endlich zugebunden wurde und zu ihresgleichen auf die Stange gehängt wurde, die über zwei Küchenstühle gelegt war. Wir Kinder pflegten bei solchen Gelegenheiten den Ort der Handlung neugierig zu umgeben. Da hingen dann die glatten Würste. Mutter schrieb mit ihrer Perlenhandschrift Zettel mit dem Namen „Harder", die angebunden wurden. Vorsichtig wurden die beiden Mädchen mit der Stange

zum Schlächter geschickt, um die Würste in den Rauch hängen zu lassen. Prüfend begutachtete sie meine Mutter, wenn sie zurückkamen. Der Zettel mit dem Namen war dann hellbraun geworden. Das Anschneiden der ersten Wurst war ein gewisses Ereignis. Wehe, wenn ein Loch in ihr war; das konnte Tränen kosten! Mir sind diese großen Scheiben sehr wohlschmeckender Wurst, von der wir zwei auf unser Butterbrot bekamen, eine unvergeßliche Erinnerung; denn da wir Kinder der Überzeugung waren, daß man sich das Beste immer bis zuletzt aufsparen müsse, pflegten wir das Brot mit größter Genauigkeit um die Wurst herum abzuessen, bis schließlich eine Art Wurstpuppe übrig blieb, die dann langsam und feierlich verzehrt wurde, mit einem Blick der Verachtung auf diejenigen unter uns, die schon früher fertig geworden waren. Dann denke ich an die Schinken, die im Sommer in den Ofenlöchern verwahrt wurden, und an den runden Elbinger Käse, groß wie ein Wagenrad, der ebenfalls in den primitiven Keller kam.

Im Winter hingen an der Holztreppe, die in den Hof führte, lange Eiszapfen. Die Mädchen mußten mit zwei Eimern an der Pede diese Treppen herauf- und heruntergehen, wenn sie Wasser holten. Bei solchen Kindheitserinnerungen scheint mir nichts so gewechselt zu haben wie die Stellung der Mädchen. Wie wäre es denkbar, daß eine Hausfrau heute ihren Hausangestellten zumuten sollte, das ganze Wasser, nicht nur für das Kochen, sondern auch für die Wäsche, von einer Pumpe, die vielleicht nicht einmal ganz nahe war, in Eimern eine steile Holztreppe heraufzubringen! Ich besinne mich aber nur auf willige und freundliche Mädchen, die schon ein ganzes Stück auf der sozialen Stufenleiter in die Höhe geklettert waren. Erzählte doch meine Mutter aus ihrer Kindheit, daß die Mädchen in Masuren um einen roten Rock und einen Taler dienten. Auch im Hause gab es viel mehr zu tun als heute. Man fing gerade erst an, die Fußböden mit Ölfarbe zu streichen. Die Gesellschaftsräume wurden gebohnert. Die Schlafzimmer waren oft noch weiß und mußten gescheuert werden, wobei zum schnelleren Trocknen brennende Wacholderzweige benutzt wurden, mit denen so ein guter Hausgeist, die Röcke bis zum Knie geschürzt, die bloßen Beine in Holzpantinen, dann wie ein Kobold hin und her fuhr, während sich ein erquickender, etwas beißender Ge-

ruch entwickelte und die grünen Zweige langsam verloderten. Da Wacholder für uns untrennbar verknüpft war mit der Erinnerung an Hasenbraten oder ein gelegentliches Stück Wildschwein, an dessen Tunke die wohlschmeckenden Beeren kamen, so waren Scheuertage eigentlich fast immer Festtage für uns Kinder. Vor allem, wenn man dann im Winter ein vom Vater sorgsam am Ofen gewärmtes Zudeck bekam. Der Augenblick, in dem das warme Deckbett über den zitternden Kinderkörper gebreitet wurde, gab eine so feste tiefe Geborgenheit, daß man noch einmal so schön schlief.

Die Seitenfenster unserer Wohnung hatten ein seltsames Gegenüber. Das schmale Haus des Rabbiners der jüdischen Gemeinde. Man war damals noch nicht antisemitisch. Es schien selbstverständlich, daß sämtliche Kaufleute des Städtchens, die Getreidehändler mit eingeschlossen, Juden waren. Wir gingen mit einer ganzen Anzahl jüdischer Mädchen in die Schule. Nur war jede Vermischung von vornherein ausgeschlossen. Die Jüdinnen hielten zusammen und wir anderen. Das war von je so gewesen, und es schien kein Grund, es zu ändern. Nie beschimpften wir sie, oder sie uns. Nie warfen wir ihnen ihren Glauben vor, nie hörten sie ein böses Wort. Sie waren eben nur für sich. Jener Rabbiner, der natürlich auch schächtete, wurde von uns Kindern mit Scheu angesehen; aber an jedem Sabbatabend warteten die größeren an unserem Fenster, die Nasen an die Scheiben gedrückt, daß drüben der siebenarmige Leuchter angesteckt würde. Um seine Lichter schien etwas Geheimnisvolles zu schweben — eine Erinnerung an jenes ferne Land, in dem Jesus Christus geboren wurde, was ich schon als Kind schwer mit seiner Lichtgestalt vereinigen konnte. Als ich ein wenig älter war, vielleicht zwölf Jahre, dem letzten Jahres meines Aufenthaltes in der kleinen Stadt, als ich nur noch zu den Ferien aus der Pension kam, bin ich dann doch mit einer gleichaltrigen Jüdin befreundet geworden. Sie hatte denselben Vornamen wie ich, was mich immer zu Menschen hinzog, da mein Name in jener Gegend selten war. Wir wohnten damals nicht mehr in dem schönen Eckhaus, sondern den Markt weiter hinauf, einer Straße gegenüber, in der ihr Elternhaus lag. Wir haben uns in unseren Wohnungen selten aufgesucht, pflegten aber an schönen Dämmerabenden auf dem Markt auf

und ab zu gehen, wie wir auch als Kinder ruhig auf der Straße gespielt hatten, da immer die alte Hausbesitzerin selbst oder Mutter auf dem Beischlag saß und wir beständig in Rufweite waren. Jene Agnes, mit der mich eine herzliche Freundschaft verband, hatte eine wunderschöne Schwester. Unter den Jüdinnen des Städtchens gab es diese Suleikaschönheiten, die jetzt selten geworden zu sein scheinen: Mädchen von weichem und doch zartem Wuchs, mit blendender Haut, schwarzen Haaren, großen dunklen Augen und langen Wimpern. Ich fand sie so schön, daß ich sie immer ansehen mußte. Dann dachte ich an jenes Buch in meines Vaters Bibliothek, das er vor den wißbegierigen Augen von uns Kindern geschützt hatte. Wir konnten lesen, was wir wollten und hatten einen sehr reichen Stoff, aber die große Ausgabe von „1101 Nacht" hatte mein Vater sorgfältig durchgesehen und einzelne Worte oder ganze Sätze in mühseliger Kleinarbeit mit einem dicken pechartigen Schwarz bestrichen, so daß der Sinn der Geschichten uns manchmal vollständig fehlte und das Buch uns deshalb langweilte. Nur wenn ich diese wunderschönen Jüdinnen sah, wie sie auf ihren Bänken vor den Häusern oder hinter den Fenstern saßen, mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, dachte ich an jenes geheimnisvolle Buch. Sie verschwanden dann wohl auch, heirateten in anderen Städten Männer, die sie vielleicht nie gesehen hatten, und nur die Erinnerung blieb. Kamen sie dann nach Jahren zurück mit ihren ersten Kindern, so war schon viel von ihrem Reiz verloren. Sie waren stark geworden, die feinen, messerrückendünnen Nasen hatten sich gebogen. Sie waren dann eine Enttäuschung. Aber Agnes' Schwester, wenn sie mich aus den dunklen Augen freundlich ansah, ließ mein Herz immer schneller schlagen. All diese jüdischen Familien lebten noch koscher, feierten kein Weihnachten. Ich erinnere mich, daß Agnes ihren Vater immer gebeten hatte, ihnen doch wenigstens bunte Teller zum Fest zu machen. Sie kannte von mir die Herrlichkeiten, die auf solch einem Weihnachtsteller zu liegen pflegten. Er hatte es ihr auch versprochen, und am ersten Feiertag klagte sie mir, der Vater hätte ihnen am Abend vorher bunte Teller gegeben, d. h. er hatte ihnen Teller mit buntem Rand auf den Abendtisch hingestellt. Zu Ostern dagegen, wenn die Matzenzeit nahte, waren die Jüdinnen wieder im Vorteil. Matzen wurden von uns

heiß begehrt. Unsere Wirtin schickte uns dann wohl ein Schmeckhäppchen herauf von irgendeinem geheimnisvoll süßen Gericht, das aus Matzen hergestellt war. So war das Gleichgewicht in der Feier der Feste scheinbar wiederhergestellt, nur daß dem Kinde, dem Weihnachten über alles ging, aus dieser Verneinung des christlichen Hauptfestes ein seltsames Gefühl der Überlegenheit blieb.

Als wir das schöne Eckhaus verlassen mußten, schloß diese Kindheitsperiode für mich; denn ich kam in Pension nach Elbing. Das Haus wurde verkauft, und der neue Besitzer brauchte unsere Räume. Wir mußten in eine kleine Etagenwohnung, die in nichts genügte, was mit ein Grund war, daß mein Vater sich dann versetzen ließ. Aber das sind Dinge, die nicht in den Rahmen dieser Erinnerung gehören.

Die Schule.

Nahe der Superintendentur auf dem Kirchenplatz lag, ebenfalls auf die Mauer gebaut, die „gehobene" Mädchenschule mit den drei Klassen. Ich dachte anfangs, sie hieße wegen dieses Mauersitzes so. Für mich ist sie schlechtweg „die Schule" geblieben, abgesehen von der einen Klasse Vorschule, die ich in einer anderen kleinen Stadt bei einer sehr geliebten Lehrerin durchgemacht, und die mich in die Künste des Lesens und Schreibens eingeweiht hatte. Ich kam in die zweite Klasse, entging also so der Versuchung, die die Drei-Klecker hatten, wie wir sie nannten, deren Fenster direkt auf die Promenade gingen, und die in der Freiviertelstunde sich dort tummelten, um beim Läuten hastig und ängstlich wieder hereinzuklettern. Hatte der Lehrer inzwischen die Fenster geschlossen, so waren sie ausgesperrt, mußten demütig an die Scheiben klopfen und dann zum Gaudium der drin Versammelten den verbotenen Einstieg vor den Augen des Lehrers bewerkstelligen. Ich ging eine Treppe höher, ausgetretene Holzstufen hinauf, wo die erste und zweite Klasse sich gegenüber lagen. Auf jene Zeit in der zweiten Klasse besinne ich mich wenig. Ich weiß nur, daß dort einmal der deutsche Lehrer von Odysseus erzählte und ich mit lebhaftem Händewinken beteuerte, daß ich diesen sonderbaren Mann schon sehr gut kenne. Der Lehrer trug lange Haare, die er mit einem

Hornkamm, der in der Tasche steckte, in der Stunde zu kämmen pflegte, eine Art Renaissancefrisur, wie sie jetzt wieder Mode geworden ist. Im übrigen saß ich natürlich Erste, was selbstverständlich war und gar nicht einmal beachtet wurde; denn mein Vater nahm nie etwas anderes für seine schulpflichtigen Kinder an — und machte meine Schularbeiten mit kantischer Pflichttreue. Obgleich ich sehr viel Temperament habe, bin ich immer eine Musterschülerin gewesen, was nicht gerade zu meinem Vorteil spricht. Vielleicht ist wirklich Kant daran schuld.

In der zweiten Klasse hatten wir ein Geschichtsbuch, das uns eine Art Heimatkunde übermittelte. Es handelte von den alten Pruzzen und ihrem Untergang und begann: „Die alten Pruzzen hatten drei Götter, Perkunos, Pikollos und Potrimpos." Von Perkunos erfuhr ich dann, daß er der Gott des Donners gewesen, während von Pikollos und Potrimpos offenbar nichts mehr zu sagen war. Er ritt also auf einem kohlschwarzen Hengst durch den Gewitterhimmel meiner Kindertage, bis ihn später mein Liebling Thor mit seinen Böcken ablöste. Das Buch erzählte dann noch von den heiligen Hainen der Pruzzen, wo ihre Priester, die Woiwoden, die Pferdeopfer brachten und die gebleichten Schädel der Rosse an die heiligen Eichen nagelten. Später kamen dann die Deutschritter in ihren weißen Mänteln mit den schwarzen Kreuzen darauf, und es begann jener Vernichtungskampf, von dem überall noch unzusammenhängende Sagen zu finden sind in meiner Heimatprovinz. Die wurde durch die Zuziehung der Ansiedler aus allen Teilen Deutschlands dann rein deutsches Land. Heut nennt man noch zwei Adelsgeschlechter als von den Pruzzen abstammend, dazu nach vergleichender Sprachwissenschaft einige bürgerliche Namen. Dort, fern im Osten, erstand so im Mittelalter der erste Militärstaat, der zugleich ein Gottesstaat war. Von der Marienburg wurde er regiert. Nach Osten, den Feinden entgegen, sah das riesige gläserne Mosaikbild der Gottesmutter, das ein italienischer Künstler einst gebildet hatte.

Den Deutschrittern bin ich dann durch meine ganze Jugend begegnet, wenn wir von einer ostpreußischen Stadt in die andere zogen. In den Städten lagen ihre Schlösser, auf dem Lande ihre Komtureien. Deutlich hatten sie ihren Charakter in ihrem Stil ausgeprägt! Die e i n e Säule, die ihre Remter trug,

kennzeichnete die Macht des Hochmeisters, und war es Winrich von Kniprode selbst, der mächtigste und sonnigste unter ihnen, er stand wieder unter Gott. Zucht und Ordnung strahlte vom Orden aus, und seine Macht erfüllte das Herz des Kindes, dessen Phantasie die Weißmäntel oft wie Schwäne über den Himmel der Heimat ziehen sah. So sehr ich die Pruzzen liebte, ich begriff, daß mit den Weißmänteln das Höhere gekommen war, dem sie weichen mußten. Litauer und Polen waren mir Todfeinde von Kind auf und sind es noch heute. Meine Mutter, die aus Masuren gebürtig, von kleinauf mit ihnen in Berührung gekommen ist, hat wohl unwillkürlich dieses Gefühl genährt.

Als ich in die erste Klasse gekommen war, änderte sich das Bild. Hier kam ich in die sanften Hände einer Lehrerin, der ich noch heute dankbar bin. Sie hieß Veronika, und so will ich sie auch in diesen Erinnerungen nennen. Sie und ihre Schwester waren mit ihrer alten Mutter wohl von Königsberg in die kleine Stadt gekommen, wo sie eine Anstellung an der Schule fand, die wahrscheinlich das Gerüst ihres häuslichen Lebens bildete, so bescheiden es auch sein mochte. Die Schwester gab Klavierstunden; auch ich war ihre Schülerin. Sie war die Klavierlehrerin des Ortes. Veronika hatte den deutschen und französischen Unterricht an der Schule, doch war das Hauptereignis ihres Lebens ihr Aufenthalt als Erzieherin in England gewesen. Sie gab englische Privatstunden, und da ich später in Pension kommen sollte, und wahrscheinlich in der neuen Schule eine Klasse überspringen würde, war der englische Unterricht für mich nötig. Ich ging also in Privatstunden zu Veronika, die mit ihrer Mutter und Schwester am Ende des Marktes in einem großen Giebelhaus wohnte, in dem sich unten ein Fleischerladen befand. Man mußte die Steintreppe herauf, durch diesen Laden hindurch nach der Treppe, die zu ihren Wohnräumen führte. Das Haus steht noch heute. Wenn ich es sehe, rieche ich die Blut- und Leberwürste, die Speckseiten, den Rindertalg. Eine schwere Wolke umgab mich, wenn ich mit schüchternem Gruß — ich war sehr ängstlich Fremden gegenüber — zu der dunklen Treppe ging. Es scheint mir, es sei immer im Winter gewesen. Eine kleine Milchglaslampe stand auf dem Tisch, wo die englische Grammatik auf mich wartete. Nebenan gab die Schwester Klavierstunden. Die Tonleitern

klangen durch die Wand. Veronika und ich waren vom ersten Augenblick an in einer anderen Welt. Sie war herzkrank und trug sich sehr lose, mit einem großen Kragen vom Stoff des Kleides, der ihre Fülle verbarg. Sie hatte ein gutes freundliches Gesicht, mit ein paar Augen darin, in denen wohl viel Unerfülltes lag, doch verstand ich das damals nicht. Ich wußte nur, daß ein eigentümliches Leben über sie kam, wenn wir die Grammatik möglichst rasch erledigt hatten und zur Lektüre übergingen. Hinten in dem englischen Buch waren die Anfangskapitel der „Pilger des Rheines", war das Märchen vom „Tannenbaum" von Andersen und Gedichte in englischer Sprache. Wenn wir das lasen, wenn ich die Gedichte sprach, die ich auswendig zu lernen hatte, so erhoben wir uns über uns selbst. Es war, als hätten wir dann die Scheu verloren, die uns von anderen trennte, als träten wir in ein Land, das uns allein gehörte. War die Stunde vorüber, so erwachten wir wie aus einem Traum. Es war ein heimliches Bündnis zwischen uns, wovon wir nie sprachen, das wir nie berührten. Sie hatte außer mir nur noch einen Schüler, einen jungen Kaufmann, der nach England gehen wollte. Ich bin überzeugt, daß die Stunde, die sie ihm gab, ganz anders war als die meinige. Ich hing sehr an Veronika. Auch in der Klasse verkörperte sie mir das Höchste. Nicht in der französischen Stunde, da ich gegen die französische Sprache von jeher eine Abneigung hatte, vielleicht deshalb, weil mein Vater als kerndeutscher Mann streng darauf achtete, daß in unserem Hause kein Fremdwort gebraucht wurde. Er konnte dann mit allem Humor seiner guten Stunden „ein bissel französisch klingt doch gar nett" sagen. Gegen Latein hatte er gar nichts, und wenn wir Kinder fragten, was heißt das „ubi ibi?", da er einmal verächtlich gesagt hatte: „Ubi bene, ibi patria", so erklärte er es uns genau und sprach es solange, bis wir es nachsagen konnten. Nur die Fremdländerei der Deutschen war ihm widerwärtig, und er verspottete sie, wo er sie auch fand.

In der deutschen Stunde aber war es, daß das Lesebuch das wir brauchten, und das wiederzufinden ich mich seit Jahren vergeblich bemühe, alle Wonnen des Herzens entfesselte. Es war zugleich eine Art Literaturgeschichte, begann mit Walther von der Vogelweide und führte bis zu Hamerling und

Anastasius Grün. Kurze Notizen über das Leben der Dichter gingen Auszüge aus ihren Werken voran. Hier fand ich zum erstenmal in handlicher Form, was mir sonst in den gesamten Ausgaben unserer Hausbibliothek nur schwer zugänglich war. Hier las ich das Nibelungenlied, jene Szene, wo Siegfried und Hagen in ihren weißen Hemden wie Panther durch den Klee zum Brunnen sprangen. Hier wurde ich in den Parzival Eschenbachs eingeführt, las die Schilderungen des Graltempels, des durchsichtigen Bodens der Kirche, in den die Fische aus Halbedelstein eingelassen waren, die Abenteuer Gawans, der im Zauberbett durch das Schloß raste. Hier fand ich Anastasius Grüns: „Sanssouci", den „Pilger", der die Höhen überstiegen", und viele andere Gedichte, die mein Herz entbrannten. Ich las in der Stunde, während die übrigen gefragt wurden. Ich wußte ja das alles, antwortete von innen heraus, gerade so wie ich später, wenn eine Schillersche Ballade durchgenommen wurde, die Distichen auswendig lernte, die in dem Anhang des Buches standen, und die mir soviel Lebensweisheit vermittelten. Ich genoß, schlürfte, begeisterte mich. Vielleicht stecken in diesem alten unauffindbaren Lesebuch alle die Samenkörner, die später aufgegangen sind, und das gütige alte Mädchen mit seiner Erinnerung an die Englandreise und dem Unerfüllten in seinen Augen würde das begreifen und glücklich darüber sein.

Meine Mitschülerinnen habe ich wenig im Gedächtnis. Mit meiner Kinderfreundin saß ich auf einer Bank, sind wir doch auch später zusammen in Pension gegangen. Von den anderen weiß ich wenig. Es war die Tochter des Rabbiners da, ein tüchtiger Kopf mit wilden losen Haaren, es waren andere Jüdinnen da aus den Geschäften am Markt, auch meine spätere Freundin, mit der ich damals meine Beziehungen anknüpfte. Niemand stand mir in dem nahe, was ich eben schilderte. Sie mußten dieselben Gedichte lernen, taten es schlecht und recht, und sprachen sie ebenso. Sie machten die Aufsätze fast widerwillig. Die Schule war für sie etwas, was da sein mußte, was zum Leben gehörte. Nur wenn die Prüfungen kamen, wachten sie auf. Der Osterprüfung wohnte mein Vater bei, der durch seine Stellung in den Vorstand gewählt war. Bei dieser Gelegenheit mußte ich einmal den „Taucher"

von Schiller deklamieren. Ich tat es mit aller Ehrfurcht vor dem Werk und sehe noch das Schmunzeln, mit dem die Herren mir zuhörten.

*

So sehr mich die deutschen Stunden fesselten, so sehr enttäuschten mich die Religionsstunden. Sie wurden von einer ganz gleichgültigen Persönlichkeit gegeben, mit merklichem Widerwillen, rein intellektuell. Der Lehrer kam möglichst spät, wenn es von der Kirche schon ein Viertel läutete, überhörte Lieder und biblische Geschichten und gab neue auf. Ich war ein frommes Kind, das richtig zu Gott betete. Schon damals in allen kleinen Nöten meines Lebens. Diese Religionsstunden empörten mich, so daß ich mich einmal bei meinem Vater über sie beklagte. Ich wußte nicht, was ich vermißte, ich wußte nur, daß es so nicht in Ordnung sei. Wir waren viel weniger Schüler, denn die Jüdinnen fehlten. Aber ich besinne mich nicht, daß jemals ein warmes Wort fiel, etwas Persönliches, etwas Erhebendes. Heute hat man ja gerade den Religionsunterricht von dem übrigen Schulunterricht gelöst. Es darf in den oberen Klassen für ihn nicht gelernt werden, ja die Schüler können sich, wenn sie mit dem Lehrer unzufrieden sind, einen anderen wählen. Mir sind dies unbegreifliche Neuerungen; denn auf keinem Gebiet ist wohl soviel zu lernen wie auf dem der Religion, wo sich später zum erstenmal für den Schüler der Zusammenhang mit der Philosophie entwickelt und Kirchengeschichte, Dogmatik und Synthetik ihm einen Blick ins Weite im Felde des Wissens eröffnen. Wir mußten im Seminar unendlich viel an Bibelstellen und Kirchenliedern lernen; denn die damalige Lehrerinnenprüfung verlangte noch bestimmte Verse aus dem und dem Lied und bestimmte Stellen aus dem und dem Paulusbrief. Das mag jetzt vorbei sein. Daß aber ein frommer Spruch auch heute noch Trost gibt, das weiß ich. Ich halte nicht viel von der Erziehung zum Wahren, Guten, Schönen, wenn ihr nicht die Zucht zugrunde liegt. Sie kann immer nur Schlußstein, nie Eckstein sein. Etwas davon mochte ich schon damals empfinden, wenn ich traurig meine biblische Geschichte zuklappte, in der wir wieder einmal von Jochebed und Zipora gelernt hatten, und uns in der Stunde Steine gegeben waren an Stelle von Brot.

Die Freiviertelstunden verbrachten wir auf dem Kirchplatz. Dort stand ein Maulbeerbaum, eine Seltenheit in unserer Gegend. Wenn die weißen, weichen Beeren reif waren und herunterfielen, naschten wir von ihnen. Sie schmeckten flau und fremdartig. War die Kirchtür offen, so stahlen wir uns wohl hinein. Die St. Bonifaziuskirche hatte innen eine Barockausstattung. Engel mit Posaunen an den rosigen Gesichtern schwebten um den Altar. Am schönsten war der Taufengel, der in einer Kette von der Decke herabhing und das Taufbecken trug. Durch bunte Fenster fiel gedämpftes Licht. Einmal, als die Schule beendigt war, kam ein Brautzug heran. Ich stürmte nach dem Chor und sah auf die kleine vor dem Altar sitzende Versammlung. Es war meine erste Braut. Durch lange Jahre hindurch die einzige. Das Weiße und der Schleier machten einen großen Eindruck auf mich. Es war etwas Geheimnisvolles damit verbunden, was ich nicht verstand. Als wir uns satt gesehen hatten, polterten wir die Treppen vom Chor herunter.

Es ist mir später eingefallen, und es paßt gut zu dem Gesamtbild dieser Jahre, daß ich auch in der Schule nichts Häßliches kennen lernte. Jenes Flüstern und Kichern, jene unreinen Blicke mit zusammengesteckten Köpfen, gab es damals nicht. Die Kinder, die meine Mitschülerinnen waren, stammten aus sehr einfachen Häusern, denn diese Töchterschule nahm alles auf, was eben „gehoben" sein wollte. Es gab dann nur noch die Armenschule. Aber sie müssen aus ebenso gesunden Häusern gekommen sein wie ich selber. An Kultur war ich ihnen weit überlegen, an Natürlichkeit und Frische waren sie mir gleich, darum war auch der Verkehr mit ihnen ein so harmloser und freundlicher. All diese Handwerkertöchter, deren Namen ich jetzt vergessen habe, von denen mir aber doch vielleicht noch die eine odere andere nachsieht, wenn ich durch die kleine Stadt gehe, waren meine lieben Gefährtinnen in der Freiviertelstunde, auch beim Austausch des Frühstücks, der bei uns fast zum Sport wurde. Die eine hatte frische Blutwurst, die andere gehackten Schnittlauch auf dem Butterbrot, oder gar Schweineschmalz mit Grieben. Manchmal tauschte man die eingewickelten Brote und konnte schwer enttäuscht sein; manchmal nur die halben, wenn man auf den Genuß des eignen nicht

ganz verzichten wollte. Alles was wir miteinander sprachen, war kindlich, oft kindisch, froh und ausgelassen. Weinte eine, weil sie nicht gekonnt hatte, so verspotteten wir sie, weinte eine, weil zu Hause Krankheit war, so trösteten wir sie. Selbst zu unseren Kindergesellschaften erweiterten wir den Kreis der Teilnehmer weit über den der Eltern hinaus, und wenn wir hörten, daß die Eingeladenen, ehe sie zu „Rats" gingen, in die Badewanne gesteckt und tüchtig abgeseift wurden, so empfanden wir das wohl mit Stolz. Es minderte unsere freundlichen Gefühle aber nicht im mindesten.

Diese Kindergesellschaften stellten die Höhe unserer Schulbeziehungen dar. Es war Sitte, daß wir uns etwas schenkten, doch war ein minimaler Betrag stillschweigende Grenze. Wir kauften die Geschenke selbst in einem Laden, der noch steht, Ketten aus Rosenperlen, Abziehbilder, Aufklebebilder, Kästchen mit kleinen Schmuckstücken, Eau-de-Cologne-Fläschchen und tausend andere Dinge. Schüchtern gaben wir sie dem Geburtstagskinde, wenn wir kamen. Bei Kaffee und Kuchen löste sich die Stimmung schon etwas, die dann richtig ausgelassen wurde. Die Hauptspannung war der Flammeri und die innere Frage, ob rot mit weiß, oder weiß mit rot, d. h. Grieß mit Himbeersaft, oder Kirschspeise mit Vanillenmilch. Sie bewegte die Herzen. Wir spielten die Jahrhunderte alten Kinderspiele: „Wir treten auf die Kette, daß die Kette klingt, da kam ein schöner Vogel, der so schöne singt." Wir spielten, wenn es Sommer war und wir draußen sein konnten, „blinde Kuh" und „Bäumchen wechseln". Wir ließen den Taler wandern und bauten eine Brücke. Wir brachten verlegen einen Gruß von den Eltern und nahmen einen solchen mit nach Haus. Es waren eben Kinderfreuden.

Die Honoratioren.

Es war jene gute alte Zeit, wo in den kleinen Städten die Honoratioren ein Leben für sich führten. Es waren das die Richter, die Anwälte, der Postdirektor, die Geistlichen und die Ärzte. Der Kreis wurde durch den jeweiligen Stammoffizier, der das Bezirkskommando hatte, noch erweitert. Es war angenehm, wenn er unverheiratet war. Eine Offiziersfrau, die auf

diesem abgesägten Ast saß, war meist verbittert und unliebenswürdig. Ich besinne mich auf eine sehr unerfreuliche Erscheinung in dieser Zeit, die aber vorüberging. Die Familien, die so zusammenhingen, waren damals alle ziemlich gleichaltrig jung, auf der Höhe des Lebens, mit jungen Kindern und jungen Sorgen, und ich glaube wohl, daß diese sechs Jahre die glücklichste Zeit meiner Eltern gewesen sind. Heute frage ich mich, ob es denn möglich ist, daß sechs Ehepaare unter harmonischen Daseinsbedingungen leben. Wie ich es mir aber auch überlege, die Antwort lautet: „Ja." Da war die Familie des Rechtsanwalts, der über unseren Freunden in dem weißen Hause wohnte. Er war ein beweglicher, lebhafter Mann, kränklich und oft schonungsbedürftig; aber sprudelnd von Laune, wenn er sich wohl fühlte. Da war der unverheiratete junge Kreisrichter, der später sein Schwager wurde; denn natürlich wurden in diesem Freundeskreis Ehen gesponnen; auch er war klug, mit scharfem Witz und sehr lebhaft. Da war noch ein ernsterer Kreisrichter, kinderlos, in glücklichster Ehe, und mit ihnen schloß sich der eigentliche Juristenkreis. Der jüdische Arzt, der Schwiegersohn unserer Hauswirtin, mit einer sehr umsichtigen, liebenswürdigen und treuen Frau, die uns besonders nahe stand und oft neben ihrer Mutter auf unserem Beischlag saß, lebt heute noch. Der alte Sanitätsrat, der wirklich noch einen Stock mit goldenem Knopf trug, war der Hüter unseres Gesundheitszustandes, der fast immer höchst befriedigend war. Der katholische Geistliche, dessen Kirchlein jenseits des kleinen Flüßchens und der Amtsfreiheit der Promenade gegenüber auf der Höhe lag, das Pfarrhaus daneben, war eine besondere Würze der Geselligkeit, ein liebenswürdiger und gewandter Mann, späterer Domherr in Frauenburg, der mit seiner Schwester gemeinsamen Haushalt führte und Kindern besonders zugetan war. In seinem Garten gab es köstliches Obst, das wir holen durften, in kleinen Körbchen zierlich verpackt; besonders die Forellenbirnen mit ihrer punktierten Haut und ihren rötlichen Backen waren ein erlesener Genuß. Auch Wein zog er, und immer gab es eine kleine Leckerei, wenn wir dort waren. Es mochte den Frauen des kleinen Kreises, die damals ganz im Banne der Marlitt und ihrer Romane standen, ein besonders interessantes, leicht mit Verbotenem gemischtes Gefühl sein, sich von diesem

feinen Weltkind den Hof machen zu lassen. Er wandte seine Aufmerksamkeit besonders der Frau zu, die mir aus diesem Kreis am lebhaftesten in Erinnerung steht, und mit der mich herzliche Freundschaft bis zu ihrem soeben erst erfolgten Tode in sehr hohem Alter verbunden hat.

Es war das die Frau des Postdirektors, der ein früherer Offizier, nach seiner Verabschiedung in die kleine Stadt gezogen war und dort in dem Glaskasten hinter dem Schalter getreulich seines Amtes waltete. Ein guter freundlicher Mann, der eine gewisse Ähnlichkeit mit seinem Spitz hatte, der sich gerne in die Diensträume wagte. Wenigstens trugen beide denselben Schnauzer. Eine Treppe höher aber war sein Privatreich, und in ihm waltete Tante Sophie, Zofchen genannt, mit einer unnachahmlichen kindlichen Grazie, die sie auch bis zu ihrem achtzigsten Jahre nicht verlassen hat. Das Ehepaar war kinderlos und kam vorzüglich miteinander aus, obgleich es in einem ganz anderen Tone verkehrte, als ich ihn sonst zwischen Eheleuten kannte. Tante Zofchen saß immer auf einem kleinen goldenen Thrönchen, obgleich sie voll wirbelnder Unruhe war. Sie war verwöhnt, elegant, geschmackvoll, die Großstädterin im Kreise dieser Frauen; denn sie war Königsbergerin. Sie lachte hoch und trillernd, stieß kleine vergnügte Schreie aus, ließ sich nicht nur den Hof machen, sondern forderte es heraus, ja hatte sogar meinen Vater, der ein vorzüglicher Gesellschafter und sehr begehrter Tischherr war, in eine kleine Neckerei verwoben, die nie aufhörte. Sie war unendlich kinderlieb, und ein paar Nachmittagsstunden bei ihr verlebt, haften mir noch in der Erinnerung. Dann brachte sie eine große Schublade herbei, die mit allerlei Trödel wundervoll gefüllt war. Da lagen Halbedelsteine, Achat, Onyx, Mondstein, gefaßt und ungefaßt. Noch heute besitzen wir Armbänder, die dort ihren Ursprung haben. Da waren Tränen des Niagara, geholt aus Amerika, Reste von Perlstickerei, Perlen, die wir aufreihen konnten, Schnallen, Buketthalter, kurz Dinge, die es sonst nicht gab, und die wir sonst nicht sahen. Nie gingen wir nach Hause, ohne etwas davon mitzubringen. Der Spitz umbellte uns, das Tantchen kreischte. In einem Drahtbauer flatterten die Kohlmeisen, mit denen mein Vater sie versorgte, und an denen sie, wie sie sagte, alle Grausamkeiten der Natur kennen lernte. Der Onkel kam aus seinem kleinen Glaskäfig

herauf, wir wurden freundlich entlassen, und wenn wir unten aus dem Postgebäude traten und zurücksahen, lag das Ehepaar auf rotgestickten Fensterkissen mit erhabener, grau abschattierter Perlenstickerei in dem offenen Fenster nebeneinander, der Spitz zwischen ihnen, und winkte uns nach.

Es schien uns ganz unmöglich, als wir plötzlich erfuhren, Tante Zofchen hätte Blut gebrochen und läge im Sterben. Es gab eine Aufregung im ganzen Bekanntenkreis. Wenn auch die Frauen zuweilen über ihre Koketterien lächelten und über die Höhe ihrer Turnüre kopfschüttelten, sie liebten sie doch alle. Sie war der Goldkäfer jenes kleinen Kreises. Es stellte sich nachher auch heraus, daß es sich nur um den heftigen Ausbruch eines Magengeschwürs handelte. Tantchen mußte einen Monat lang strenge Diät halten, war aber, als der Winter kam, in einem ganz neuen Königsberger Kleid aus schöner schwarz und weiß gestreifter Seide mit unendlichen Samtbändern, Spitzen und einer fabelhaften Turnüre wieder die lustigste der kleinen Gesellschaft. Hinter dieser schillernden Oberfläche steckte aber ein treuer, fester Kern. Ihr Leben lang, als wir beide längst die kleine Stadt verlassen hatten, blieb sie die treueste Freundin des Hauses, und wenn sie um die Weihnachtszeit, wo sie meistens in Berlin war, mit ihrem kleinen Juchzer ins Zimmer trat, solange mein Vater lebte ihn beständig neckend und in Erinnerung schwelgend, brachte sie immer ein Stück der goldenen Jugendzeit mit. Mich pflegte sie ihren Goldfasan zu nennen. Sie erwartete das Höchste von mir. Als ich in diesem Sommer zum erstenmal Kassel, wo sie in dem letzten Lebensalter wohnte, berührte, ohne von ihr am Bahnhof erwartet zu werden, fühlte ich eine große Leere.

Noch ein anderes kinderloses Ehepaar gehörte zu diesem Kreis, uns Kindern vielleicht noch viel interessanter, wenn wir auch nie so vertraut mit ihm wurden. Ein früherer Opernsänger, der seine Stimme verloren hatte, war Katasterkontrolleur in der kleinen Stadt geworden und hatte die Tochter des Mannes geheiratet, der die Oberländischen Seen durch fünf geneigte Ebenen, ein System, das er in Amerika studiert hatte, mit dem Drausensee und dem Elbingfluß verband. Baurat Steenke bekam eine nicht nur örtliche Bedeutung. Noch heute sind die geneigten Ebenen, über die die Schiffe in Wagen auf Schienen

gefahren werden, um den Höhenunterschied zu überwinden, viel besucht. Eine befindet sich in der Nähe des Gutes meiner Schwester. Ich gehe oft hin und stehe vor dem Denkmal des Mannes, der diese Einrichtung geschaffen hat. Dann sehe ich immer seine Tochter, die sich mit Tante Zofchen um die Krone der Geselligkeit stritt. Sie und ihr Mann waren älter als die übrigen Familien, doch brauchten sie Schönheitsmittel, um das zu verbergen. Selbst ich wußte, daß der Onkel einen gefärbten Schnurrbart hatte. Sie vertraten in dem kleinen Kreise die Kunst, während mein Vater mit fast polyhistorischem Wissen die Gelehrsamkeit zwar nie aufdringlich bemerkbar machte, aber doch jede aufgeworfene Frage selbstverständlich ohne Überlegung beantwortete. Das Ehepaar sang, arrangierte Aufführungen, stellte lebende Bilder, und es war der Schmerz meiner Kindheit, daß ich, zu der Rolle des Prinzen in „Dornröschen" ausersehen, das öffentlich vor zahlendem Publikum gespielt werden sollte, an einer Rippenfellentzündung erkrankte und dem Abend fernbleiben mußte. Sie liebten es, die großen Feste, vor allem Weihnachten, in kinderreichen Häusern zu verleben und beglückten uns bei einer solchen Gelegenheit unendlich durch ein entzückendes Pfefferkuchenhaus, an dem sie sicher wochenlang gearbeitet hatten. Es war mit seinem innen erleuchteten Häuschen, so daß die Bonbonfenster rosig glühten, mit seinen gezuckerten Tannen, dem kleinen Teich aus Stanniolpapier, um den Eisblöcke aus Zuckerkand lagen, ein Märchen. Das traurigste aber war, daß die Eltern auf den Gedanken kamen, dieses kleine Weihnachtswunder, das bestimmt war, in unseren Mägen zu verschwinden, dauernd zu machen und das Ganze in eine feste Kiste versenkt auf den Boden stellten. Als es am nächsten Weihnachtstage zu neuem Glanz erstehen sollte, fand sich nur noch das Moos und die Holzplatte. Alles andere war ein Raub der Mäuse geworden. Ein Schulbeispiel dafür, daß Genuß flüchtig ist, und aufbewahrte Freuden schimmelig werden oder den Mäusen gehören.

Noch ein anderes Haus steht in meiner Erinnerung, das des damaligen Superintendenten. Er wohnte ganz nahe bei uns. Die kleine Seitengasse mit dem Hause des Rabbiners mündete an dem breiten Gittertor seines Gartens. Der war etwas Besonderes, anders als die Gärten unserer Freunde, un-

endlich gehütet, blühend, sauber. Nirgends hingen solche Trauben an den Johannisbeeren, nirgends bestrahlte die Sonne so den Wein an der Südwand des Hauses. Die Superintendantur war einstöckig. Das Erdgeschoß ruhte auf der Stadtmauer. Der erste Stock erhob sich steil, wie eine Festung. Die Menschen darin waren so still und lautlos und doch so fröhlich und innerlich erwärmt, daß dieselbe Sonne, die über ihrem Garten hing, in ihren Herzen zu scheinen schien. Der Vater war ebenfalls ein Korpsbruder des meinen. Die Silberlitauer dieses Jahrgangs waren in ganz Ostpreußen zerstreut. Er war ein großer, stattlicher Mann mit einem herzlichen Leuchten in seinen Augen, sehr beherrscht in seinen Bewegungen; die Mutter klein, zierlich, freundlich, mit dunklen Vogelaugen. Die drei Kinder jünger als ich, so daß die folgenden Geschlechterwogen mehr in einem Freundschaftsverhältnis standen, das den beiden Söhnen ebensogut wie der Tochter galt. Nur zu größeren Gelegenheiten bin ich durch das Gitter geschritten, habe mich am Garten gefreut und dann in den kühlen Zimmern mit den tiefen Fensternischen in den dicken Mauern eine Partie „Dame" oder auch „Glocke und Hammer" gespielt, während die Mutter Gebäck und Obst neben uns stellte und der Vater freundlich auf und ab ging und uns liebevoll über den Kopf strich. Meine Schwestern aber, die mit den Jungen herzlich befreundet waren, genossen in diesem Garten ein Jugendglück, durch seine Obstsorten verklärt, dessen Erinnerung geblieben ist. Wie denn oft Menschen, die sich sehr selten sehen, durch eine gleiche innerliche Entwicklung so herzlich sich verbunden bleiben, daß ein Wort, ein Blick genügt, um die alte Zusammengehörigkeit auch nach Jahren wieder herzustellen.

*

Die Geselligkeit, die diese Familien miteinander pflegten, bestand in einem lebhaften Hin und Her, bei dem wir Kinder die Zwischenträger waren. Man besuchte sich zwanglos am Nachmittag, man ging zusammen auf die Promenade. Man wurde mit einem Stachelbeerkuchen bewirtet, mit irgendeiner zufällig gerade fertigen Torte. Denn überall stand das Kuchenbacken in Blüte. Man machte Landpartien und Spaziergänge, und wenn der Sommer vergangen war, schickte man sich richtige offizielle Einladungen zu solennen Abfütterungen.

Die Landpartien waren örtlich beschränkt. Eine gute halbe Stunde vor der Stadt lag an der Schleuse ein Kaffeegarten, der viel besucht wurde. Ging man von dort noch mindestens ebensoweit, so gelangte man in einen schönen Wald. Auf der Chaussee war er in weitem Bogen zu erreichen, doch war er immerhin so entfernt von dem Städtchen, daß er nicht viel besucht wurde. Ich besinne mich, daß wir mit Postdirektors zusammen häufig zur Schleuse gegangen sind. Wir mußten durch das Mühlentor zur Amtsfreiheit herunter und dann rechts an der Weeske entlang, auf einem richtigen Damm an den Wiesen bis zum Übergang, der aus einem einzigen Brett bestand. Die Weeske war nicht so schmal, daß das Überschreiten dieses Brettes, das elastisch auf und ab wippte, nicht beständig Anlaß zu Kreischen, Gelächter und Neckerei gewesen wäre. Waren wir mit meinem Vater allein auf einer unserer großen Naturforschungsreisen, die ich später beschreiben werde, so ging er hinüber, stellte sich in Front und ließ uns nach dem Alter das Brett überschreiten. Wir taten das dann mit einer gewissen kühnen Fassung, während die Kleinen im letzten Augenblick doch noch nach der von ihm gebotenen Hand oder dem ausgestreckten Stock langten. War aber Mutter, die ängstlich war, und gar Tante Zofchen dabei, so war dieser Übergang von so viel jungferlichem Kreischen Tantchens, von flehentlichen Hilferufen und ausgebreiteten Armen begleitet, daß Mutter dadurch den Mut bekam, ganz still, wahrscheinlich mit zusammengebissenen Zähnen, nach ihr hinüberzuschreiten. Es war das immer das große Ereignis des Spaziergangs, der dann an der Schleuse unter kühlen Bäumen am plätschernden Wasser, beim selbstgebackenen mitgebrachten Kuchen und dort gekochtem Kaffee einen harmonischen Abschluß fand.

*

Ganz anders aber war's bei Waldfahrten! Dann traten unsere Pferde besitzenden Freunde wieder in ihre Rechte. Dann stellte der Onkel einen langen Leiterwagen, der mit Quersitzen aus Stroh, über die Pferdedecken gebreitet waren, und mit grünen Zweigen prächtig ausstaffiert war. Dann fuhr der ganze Kreis mit unzähligen Körben voll guter Dinge und einem Fäßchen Bier oder eine Bowle nach einem frühen Mittagessen in den fernen Wald. Alles sammelte sich am Steintor. Das Er-

steigen ging mittels Stühlen unter großer Heiterkeit vonstatten. Die Verteilung machte Schwierigkeiten. Wir Kinder saßen auf den letzten Kissen. Will knallte mit der Peitsche, und wir rollten, der Stadt zum Glück fast sofort entzogen, die Chaussee nach der Brücke zur Amtsfreiheit herunter, und von da auf einem der weißen Wege, die man von der Promenade aus sah, dem fernen Wald zu. Ringsum lagen die sommerlichen Felder, weideten die Kühe, trieben die Schafherden. Die Sonne brannte hernieder. Die Bäumchen am Wege waren klein. Wie sind sie gewachsen seitdem! Die Sonnenschirme der Damen stießen sich, es gab lustigen Streit, Gekicher bei Groß und Klein. Dann kam der Wald. Damals etwas Seltenes für mich, etwas Geheimnisvolles, Ernstes, Fernes. Ein breites Gestell war das Endziel. Wir kletterten herab und auf Steinen, die an einer alten Brandstätte lagen, wurde der Kessel zum Kaffeekochen aufgestellt. Wir schleppten Zweige heran, das Feuer wurde entzündet, die Lagerstätte mit Decken behaglicher gemacht, ein Tischtuch ausgebreitet und Berge von Kuchen ausgepackt.

Nach dem Kaffee drang man in das Innere ein. Da gab es Schonungen mit Walderdbeeren, blaue Glockenblumen und die geheimnisvollen weißen Nachtschatten, das süß duftende Knabenkraut der ostpreußischen Wälder. Da war es wohl gar ein Buntspecht oder ein Häher, den wir beobachten konnten; denn das Wild wurde von dem Lärm unseres Anzugs vertrieben. Von fern rief der Kuckuck, und wenn wir müde mit Blaubeermündern und schmutzigen Händen, die im Bach zu waschen ein köstliches Vergnügen war, zurückkehrten, wurde das Abendbrot ausgepackt. Berge von kalten Klopsen, Töpfe mit Heringssalat, harte Eier, gekochte Zungen und andere Herrlichkeiten. Dort im Walde habe ich den ersten Kuckuck gehört, wilden Jelänger-Jelieber gefunden und Maiglöckchen in großen Sträußen gepflückt, diese Köstlichkeiten der ostpreußischen Wälder, die oft weite Flächen zwischen den Buchenstämmen bedecken. Des Abends fuhren wir zurück, singend und jubelnd. Die Strohsitze verrutschten, man kam sich bedenklich nahe. Ein Kreuzfeuer von Witzen flog von einem Ende des Leiterwagens zum anderen. Aber es waren alles Freunde. Es war eine harmlose Heiterkeit, es war Sommerglück. Des Abends in den Betten fühlte man dann freilich seine Knochen, selbst wir Kinder. Es war ein

anstrengendes Vergnügen. Dennoch war man fest entschlossen, es sobald wie möglich zu wiederholen. —

Wie anders waren die Wintergesellschaften, obgleich es dieselben Menschen waren, die zusammenkamen. Dieselbe Heiterkeit, dieselbe Harmlosigkeit. Aber sie bildeten den Triumph der Kochkunst der Hausfrau. Sie waren ein Ereignis! Bei solchen Gelegenheiten wurde nach Elbing oder Königsberg geschrieben, um geräucherten Lachs als Beilage zum Gemüse zu beschaffen. Dann kam Konfekt aus den Großstädten, Feigen, Datteln, Apfelsinen. Das Herrichten der Glasschalen wurde von uns Kindern eifrig beobachtet. Die Büchsen mit selbsteingekochtem Gemüse wurden geöffnet. Die Kochfrau bekam eine unerhörte Macht; ging doch die Sage, daß sie einmal das Feuer mit einem Pfund Butter angefacht habe. Früh wurde die Tafel gedeckt, die Gläser hingestellt, bei deren Auswischen wir helfen durften. Zuletzt kam mein Vater und legte die Kärtchen für die Tischordnung darauf und ein sauber selbstgeklebtes Papiersäckchen mit der Aufschrift: „für die Kleinen", in dem von den Süßigkeiten für die Kinder eingepackt wurde. Trauben und Mandeln standen auf dem Tisch, in der Mitte bei besonders feierlichen Gelegenheiten der Baumkuchen mit seinen zuckerglänzenden Zacken. Unvergeßlich ist mir die große Gesellschaft, mit der die Taufe meines Schwesterchens gefeiert wurde, das als viertes Mädchen in dem Eckhaus geboren wurde.

Als wir des Morgens herbeigerufen wurden, um das neue Geschwisterchen zu sehen und mein Vater fragte, was wir ihm wohl für einen Namen geben wollten, rief mein kleiner Bruder: „Es soll Löwe heißen!" Es hieß dann freilich nur Käthe; aber es war das angestaunte Wunder, das vierte kleine Mädchen im Hause, das seltsamerweise mit einem Jubel begrüßt wurde, der gar nicht zu seinem Erscheinen zu passen schien. Die Paten wurden ausgesucht. Es waren Tante Zofchen und die gütige Mutter der sieben Kinder, die es über die Taufe halten sollten. Das Kind war im Februar geboren, die Taufe war Anfang März, als Ostpreußen noch im tiefen Winter lag. Ich besinne mich, daß wir in die Sakristei gingen, die Paten in schweren Pelzen, das Kind unter Decken wohl verwahrt, daß der gütige Superintendent es taufte, und daß wir dann rasch nach Hause eilten; denn in ein paar Stunden sollte das Fest beginnen. Bei

solchen Gelegenheiten hielt ich mich immer in der Garderobe auf, in dem Schlafzimmer meiner Eltern, wo die Damen ablegten. Es war zu hübsch zu sehen, wie sie hereinkamen, mit hochgeschürzten Kleidern, in Überschuhen, mit langen Pelzen, in der Hand eine runde, fein geflochtene „Pandel". Nahm ihnen das Mädchen dann die Hülle ab, so traten sie vor den Toilettenspiegel, öffneten das Koberchen und entnahmen ihm die Locken, die sie unter den Chignon steckten. Es war die Zeit, in der der Chignon herrschte. Nur Mutter trug ihren dicken Zopf diademartig aufgesteckt. Alle anderen Frauen zeigten Chignons, mit den falschen daran befestigten Locken, die in wohlgefälligen Schlangenringeln auf die weißen Hälse fielen, die aber nur bei größeren Gelegenheiten getragen wurden. Für mich gab es nichts Schöneres als zuzusehen, wie sich die Metamorphose vollendete. An der Seite des Chignons steckte eine weiße oder rosa Camelie, die am Vormittag aus dem Treibhaus des Gärtners geholt worden war. Kam Mutter von einer solchen Gesellschaft zurück, so erbat ich mir am nächsten Tage die Camelie, die wie eine fremde Wunderblume zwischen ihren straff lackierten Blättern dann in einer flachen Untertasse mit Wasser lag, schon mit einem feinen braunen Rand umgeben, der die Vergänglichkeit predigte. Wenn die Handschuhe angezogen wurden und alles zurechtgezupft war, gingen die Damen aus der Tür auf den Flur, wo ihre Männer sie erwarteten im Frack und ebenfalls in weißen Handschuhen. Traten sie ein, so flüsterte mein Vater den Herren zu, wen sie führen sollten, was zu meinem Erstaunen in diesem bekannten Kreise immer neue Überraschung auslöste.

Leise berührte ich die Turnüre Tante Zofchens, die an diesem Tauftage als Patin in einem grasgrünen Seidenkleid kam, das sich mächtig emporwölbte. Es knisterte. Mutter hatte mit ihrer Vermutung Recht, die Turnüre war aus Stroh geflochten. Mein Vater, der wenig von Kleiderfragen verstand, der aber starke Farben sehr liebte, empfing sie mit den Worten: „Der reine Laubfrosch", was bei ihr heftigen Widerspruch hervorrief. Er verbesserte sich aber sofort: „Warum nicht, Sie machen für mich gut Wetter." Während gegessen wurde und das angenommene Serviermädchen mit unserem Stubenmädchen zusammen die Schüsseln herumreichte, saßen wir in einer Ecke, bekamen Obst oder einen Bonbon zugesteckt und erlebten mit

inniger Anteilnahme das Fest. Mein Vater schlug ans Glas und hielt die Rede auf die Paten. Die zweite, eben die Mutter unserer Freundinnen, hieß Berta, und mein Vater begann mit den Worten: „Die Zeit ist hin, da Berchta saß und spann." Er war wohl der einzige in dem Kreis, dem die germanische Mythologie ebenso geläufig war wie die griechische. Seitdem aber nannte ich jene für mich immer Tante Berchta. Es ging dann sehr lustig zu. Viele Knallbonbons wurden gerissen, und die Devisen wurden mit Jubel aufgenommen. Mein Vater hatte vorher die gleichgültigen gedruckten Verse mit kleinen bezüglichen vertauscht, die er gemacht hatte, was viel Heiterkeit erregte. Ganz spät, als wir zu Bett geschickt wurden, schlich ich mich noch an die Wiege des kleinen Täuflings. Er lag da, die rosigen Fäustchen an die Augen gedrückt, und ich war froh, daß er nicht Löwe genannt worden war.

Es gab aber auch eine rein männliche Geselligkeit mit L'hombre-Spielen. Mein Vater war ein großer L'hombre-Spieler, und in seiner freien Zeit, — es hieß, er verschlänge seine Akten — hatte er die für das Spiel nötigen Karten, die auf dem Tisch ausgelegt wurden, ganz groß auf Pappe gemalt. Besonders besinne ich mich auf die Coeurdame mit ihrer Rose, die ihm vorzüglich geglückt war. Es wurden dann an den Spieltisch die stummen Diener geschraubt, die Kerzen in den silbernen Leuchtern aufgesteckt, und nach einer kurzen Begrüßung der Hausfrau zogen sich die Herren zu ihrem Spiel zurück, das etwas Feierliches hatte und mir fast wie eine Kulthandlung erschien.

Natürlich gab es auch Tanzabende in dem Saal des Deutschen Hauses, doch weiß ich von ihnen nur, wie Mutter aussah. Denn sie entzogen sich selbstverständlich meiner Teilnahme.

Die Geburtstage aber hatten wieder allgemeines Interesse, und durchaus nicht nur der unserer Mutter. Denn vor dem der Hausfreundinnen durften wir die Eltern in die Gärtnerei begleiten, in der die Blumen zum Geschenk ausgesucht wurden. Nun kannte man in jener Zeit noch nicht den Blumenluxus von heute. Ich weiß noch ganz genau, wie unvergeßlich ein kleiner Topf mit zwei rot und gelben Tulpen uns war, den einmal meine Schwester von einem blumenlieben Kindermädchen im März zum Geburtstag bekam. Zog man sich ein paar Hya-

zinthen, so war es viel! Ein Alpenveilchen war schon etwas ganz Besonderes. Auch in den Hausgärten gab es noch nicht die heutige Blumenverschwendung, und besonders kargte man bei uns im Nordosten damals mit edlen Rosen. Moosröschen und die herrlich duftenden Provinzrosen vertraten bei uns ihre kostbareren Schwestern. Später sind dann zwei vornehme Rosen bei allen Blumenliebhabern Herrscherinnen geworden, die La France und die Malmaison. Aber in der kleinen Stadt lernte ich sie noch nicht kennen.

Es gab natürlich kein Blumengeschäft; aber vor der Stadt zwei Gärtnereien. Eine, die sich mehr mit Sommerblumen abgab, wo im Juni und Juli große rosa Glockenblumen, blauer Ritterſporn und Eisenhut zu wuchern schien, und eine richtige Handelsgärtnerei mit Treibhäusern, von wo aus viele Veilchen und Maiglöckchen in Watte gepackt in die winterliche Welt hinauszogen. In die durften wir die Eltern begleiten, wenn es galt, für Tante Zofchen oder Frau Berchta, die Spinnerin, einen Topf auszusuchen. Welch ein Glück! Wie war das wunderbar, durch die süße feuchtwarme Luft des Treibhauses zu gehen, wenn vor den Glasfenstern der Schnee lag! Ein Märchen war es! Die „drei Haulemännchen" fielen einem ein, oder „der Veilchenfresser", aber nicht der von Moser, der schließlich nur ein Husarenoffizier war. Und die fremden Blumen! Die Kakteen, der Metrosiderus mit seinen Blüten, die aussahen wie Zylinderreiniger! Und dann die Palmen! Man hatte schon damals eine seltsame Vorliebe für Palmen, die ich nie begriffen habe. Noch heute mag ich keine Palmen, nicht einmal in der Wüste! Und nun gar in engen Beamtenwohnungen! Palmen aber schenkte man am liebsten. Vor allem beliebt war der Phönix. Frau Berchta und meine Mutter besaßen jede solch eine Phönixpalme. In beiden Familien gedieh sie mit den Kindern um die Wette. Sie wurde aber auch mindestens ebenso gepflegt. Unser Phönix stand noch stolz da, als ich lange erwachsen war. Erst einer der späteren Umzüge gab ihm endlich den Rest.

Die Freundschaft dieser Jugendzeit erwies sich als echt. Die Frauen dieses Kreises, der sich erst jetzt lichtet, wenn er auch lange kein Kreis mehr ist, wurden alle sehr alt. Meine Mutter schreibt heute noch zu den Geburtstagen, an die sie Wochen

vorher denkt. Keine Kollegenfrau in den langen späteren Jahren ist ihr so nahe getreten. Freilich, sie hat immer weniger Briefe zu schreiben. Aber als sie noch kräftig genug war, alljährlich im Sommer auf das Gut meiner Schwester zu fahren, gehörte ein Sonnennachmittag jedesmal den beiden alten Freundinnen, die damals noch in der kleinen Stadt lebten, als letzte des einstigen fröhlichen Kreises. Der Kutscher fuhr mit dem bequemen Halbwagen hin, um die Damen zu holen. Wir erwarteten sie alle auf der Veranda, wo der Kaffeetisch gedeckt war. Wie strahlte meine Mutter, der das Alter ihren prachtvollen Zopf gelassen hatte, und die ihn noch heute wie ein Krönchen trägt! Da kamen sie! Ein Winken von weitem! Und dann Kaffee mit Schlagsahne und Schmandwaffeln! Und erzählen, erzählen! Von den Kindern, von den Enkeln, von der Vergangenheit! Ja, von der besonders! „Wissen Sie noch, Frauchen?" Wie Zofchen einmal in weiß Tüll über rosa Seide kam, mit einem Rosenkränzchen! Und sie war doch schon dreißig! Und wie meine Mutter unglücklich war, als mein Vater auf einem Fest einen ganz kleinen Schwips hatte und mit der Zunge anstieß, und sich bei der Dame, die er zum Contre aufforderte, tausendmal entschuldigte. „Wissen Sie noch, Frauchen?" — Dann wurde durch den Garten gegangen und früh zu Abend gegessen. Immer junge Hühnchen. Und dann fuhr der Wagen vor. Früh, denn die beiden Männer saßen in der kleinen Stadt auf der Bank vor dem Hause und warteten auf ihre Frauen. Die Sommernacht war so mild, so hell. Nur die ganz großen Sterne waren da. „Werden wir uns wiedersehen, Frauchen? — Ist es zum letzten Male, daß wir zusammen waren?" — Ja, und dann war es zum letzten Male gewesen. Eine von den beiden schläft auf dem Kirchhof, an dem die Kleinbahn vorbeifährt, und zu der anderen, der letzten, steige ich die alte Treppe empor — denn meine Mutter kann die weite Reise bis Ostpreußen nicht mehr machen!

Ich erzähle das hier so ausführlich, weil es ein Bild des Lebens aus jener Zeit war, da Deutschland noch nicht reich geworden, aber ruhig und in sich befriedigt war. So, wie wir hier auf dem Berge lebten, so ging es sicher in vielen kleinen Städten des Ostens zu, der immer mehr auf sich gestellt, schwer zu erreichen, vom Fremdenbesuch verschont, ein eigenes Leben

führte. Schon wenn man nach Berlin fuhr, pflegte man zu sagen, man ginge ins Reich. Die großen Schönheiten meiner Heimat, die Masurischen Seen, der Strand, die Frische und die Kurische Nehrung gehörten fast nur den Einheimischen. Heute wieder ist meine Heimatprovinz schwer erreichbar geworden. Der polnische Korridor trennt sie grausam vom Heimatland. Aber heute mehr als damals lockt ihre Schönheit und die große Einsamkeit, die sie sich bewahrt hat, Besucher an. Ganz erschlossen ist die Provinz auch heute noch nicht. Ärmer als die anderen Teile des Vaterlandes, mehr auf sich angewiesen, beschwert durch die ungeheure Transporthöhe, ist sie besinnlicher geblieben, fester, geschlossener. Verhältnisse wie die geschilderten sind nicht mehr möglich. Ist doch ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen. Darum ist dieses Spiegelbild wertvoll, gerade in moralischer Hinsicht. Die Einfachheit dieses Lebens, das dennoch vollständig im Rahmen der deutschen Kultur lag, ist es ja gerade, die die spätere Blüte Deutschlands ermöglicht hat.

Zu Hause.

Meine Eltern waren junge, starke, reine Menschen. Daß mein Vater auch ein reiner Mensch im eigentlichen Sinne gewesen war, erfuhr ich erst, als er mit 71 Jahren starb und einer seiner Korpsbrüder, ein Geistlicher, zufällig an seinem Sarge sprach. Sie hatten sich jung kennen und lieben gelernt. Mein Vater war meiner Mutter erste Liebe. Sie hatten sich verlobt und vier Jahre aufeinander gewartet, bis er, als Assessor am Eisenbahnbau der Südbahn angestellt, nach Königsberg kam und sie heiraten konnte. In Königsberg hat er dann später als Landgerichtspräsident seine juristische Laufbahn beendigt. Er stammt aus einem alten juristischen Geschlecht. 200 Jahre hieß es, wären seine väterlichen Vorfahren Juristen gewesen. Mein Urgroßvater war zur Franzosenzeit Polizeipräsident von Kolberg. Ein Harder war mit Gustav Adolf nach Pommern gekommen und später dort geblieben. Ich habe den Namen in Stockholm an verschiedenen Läden gefunden. Groß geworden war mein Vater in Masuren, dort, woher meine Mutter stammte, ein eingesessenes Kind im eigenen Haus, erwachsen mit

jener Sicherheit des Lebens, die Grundbesitz, Wagen und Pferde, Land und Leute gaben, mit einem beweglichen heiteren Temperament und einem besonders stark entwickelten Willen und Ehrgeiz, ein echter Morgenmensch. Mein Vater war anders geartet. Ein Humanist im eigentlichen Sinne des Wortes, und so stark hat sich das auf seine Kinder vererbt, daß die technischen Errungenschaften der Neuzeit uns immer fremd geblieben sind. Als dann später ein bedeutender Vertreter der modernen Technik in unsere Familie heiratete, kamen zwei Welten zueinander, die neue und die alte. Erst da ist es mir recht deutlich geworden, was es eigentlich heißt, in dieser Zeit ein Humanist zu sein. Da mein Vater auch mütterlicherseits aus einem alten Geschlecht stammte, so war er das, was ich einen Abendmenschen nenne.

Ich war das erste Kind dieser Liebesehe. Vielleicht, daß darum das Blut so voll und frisch durch meine Adern lief. Altpreußische Zucht brachten beide Eltern in ihre Ehe mit, und streng, fast hart ist es in meiner Kindheit zugegangen, ohne daß die Fröhlichkeit des Lebens dadurch gestört wurde. Ich und meine Schwester waren in Königsberg geboren und mit Pregelwasser getauft. Das hieß nach damaligem Begriff, wir waren Kant zugeboren und im Kantschen Sinne erzogen. Der kategorische Imperativ war wirklich das erste Fremdwort, das ich aussprechen lernte. Das „du sollst, du sollst aus freiem Willen, nicht weil du mußt". Es war das ungeschriebene Gebot meines Elternhauses. Nur darum sind wir freie Menschen geworden. Mein Vater war der zärtlichste Vater gegen die Kleinen. Er pflegte nachmittags eine Stunde auf dem Teppich im guten Zimmer zu liegen, ein hartes Kissen unter dem Kopf. Dann durften die Jüngsten, denn es kamen nachher noch zwei Schwestern, um ihn herumkrabbeln und mit ihm spielen. Da er, obgleich ein schöner, großer, stattlicher Mann, früh eine hohe Stirn bekam, so ließ er das Kind ruhig mit seinen Händchen auf seinem Kopf patschen, hielt es hoch, ließ es fallen und war die beste und zärtlichste Kinderfrau. Auch des Nachts ist immer er, nicht meine Mutter, zu den schreienden Kleinen aufgestanden. Gegen Abend, wenn er vom Gericht zurückkam, zog er seinen Schlafrock an, an dessen Gürtelenden die Kleinsten sich zu hängen liebten, und hob das Jüngste auf seine Schulter. Dann marschierte er mit ihnen durch die Zimmer und sang die alten

Studentenlieder, in deren Chor wir mit Jubel einstimmten: „Ceci derunt improfundis, Cato, Plato, Socrates, summus Aristoteles" schallte es dann im Chor. Oder die beiden Kleinsten saßen auf seinen Knien, die anderen lagerten herum. Dann tönte es frisch: „Was kommt dort von der Höh? Was kommt dort von der ledernen Höh? Ei, ca ledernen Höh? Was kommt dort von der Höh?" Dieses Lied liebten wir ganz besonders. Sowie eines von uns aus dem frühen Kinderalter in die Schule entlassen wurde, änderte sich die Stellung meines Vaters zu ihm. Es schien, als ob die Pflichten, die wir selbst übernahmen, uns äußerlich von ihm entfernten. Wohl setzte er mit zufriedenem Schmunzeln unter die Zeugnisse, die wir brachten, ein „Mit Vergnügen gelesen". Daß diese Zeugnisse aber mit Vergnügen gelesen werden konnten, war das Selbstverständliche. Der erste Platz mußte von uns innegehalten werden. Es hat zum Glück nie einem von uns Schwierigkeiten gemacht, so daß in dieser Beziehung das Verhältnis zu unserem Vater ein ungetrübtes geblieben ist. Als mein Bruder etwas älter war und im Hinblick auf das spätere Gymnasium mein Vater ihn selbst in Latein unterrichtete, wurde der entsprechende Sohn unserer Kinderfreundschaft dazugezogen. Er war nicht so begabt wie mein Bruder. Mein Vater war sehr heftig, und die Mutzköpfe, die der kleine Freund verdiente, mußte mein Bruder hinnehmen. Weinend kam er aus den Stunden, ein unschuldiger Sündenbock.

Die Heftigkeit meines Vaters machte sich auch den Leuten gegenüber bemerkbar, die ihn überliefen. Auf dem Gericht, in seiner Robe hinter der Schranke, war er der gütigste Gerichtsherr, den man sich denken konnte. Mit unendlicher Langmut folgte er dem stotternden Zeugenberichte, half und ermunterte er. Kamen die Leute aber zu ihm ins Haus, um für ihren Prozeß zu bitten, war es unmöglich, ihnen klar zu machen, daß sie ihre Sache dadurch nicht förderten, brachten sie gar Geschenke mit, Eier, junge Hühner oder Butter, so konnte er in eine gelinde Raserei geraten, so daß sich später bei den Leuten das Wort herausbildete: „Lieber zum Teufel als zum Herrn Rat." Für ihn war der Begriff des Richters, ererbt und im Blut getragen, etwas Absolutes, ganz unabhängig und unbeeinflußbar durch die, die vor ihm standen. Wie sollte er das

einem Bauernfrauchen klar machen, die mit tränenden Augen ihm die ersten Enten entgegenhielt? Wie sollte er sie von der Unbestechlichkeit des Richters überzeugen? „Gehen Sie zum Rechtsanwalt!“ schrie er verzweifelt, „da ist Ihre Gabe angebracht, aber nicht bei mir!“ Kopfschüttelnd zogen die Leutchen ab, und wütend legte er sich auf sein hartes Kissen zurück und griff zärtlich nach dem Kleinsten neben ihm, das mit erstaunten und erschrockenen Augen der Szene beigewohnt hatte; denn sonderbarerweise kamen diese Leutchen fast immer in der Nachmittagszeit.

Seine unglaubliche Fähigkeit, rasch zu arbeiten, — seine Freunde sagten, er verschlinge die Akten, — ließ ihm immer freie Zeit; auch später, als er als Landgerichtsdirektor die Schwurgerichte zu leiten hatte und nach der Meinung der anderen Richter überbürdet war, hatte er Stunden um Stunden für sich. Er war ein Bastler im eigentlichen Sinne des Wortes, und 100 Gegenstände in unserem Hause zeugen noch heute davon. Zuerst, während der Zeit seiner Leidenschaft für Vögel, machte er Fallen und Bauer, richtige Drahtbauer. Er flocht den Draht über Bretter, die mit Nägeln beschlagen waren. Dann kam die Tischlerei. Er machte unzählige Kisten und Kasten mit Einsätzen und kleinen Schiebeböden für Bindfaden, Nägel und Handwerkszeug. Er baute sich ein riesiges Tintenfaß mit Sandfaß. Alle diese Gegenstände strich er wunderbarerweise mit schwarzem Lack an, so daß sie wie Kindersärge erschienen, wie sie noch heute überall bei uns herumstehen. Dann fing er an einzubinden. Auch das mit unverkennbarem Geschick. Er band Noten ein, die von Mutter, und unsere ersten Klaviernoten. Er bemächtigte sich der Bücher, die auseinander gegangen waren, ja, er suchte förmlich danach, und erschien ihm ein Buch zu dick, so teilte er es unfehlbar in zwei Teile. Hier bevorzugte er als Deckel ein kerniges, dunkelrotes Papier. Nebenher ging aber in langen Jahren seine Tuschpassion. Wir besaßen Brehms Tierleben in allen Bänden. Diese ganzen acht Bände hat mein Vater illustriert, so daß das Buch ein kleines Wunderwerk geworden ist. Abwechselnd nahm er einen Band der Tiere und der Vögel vor. Und so bin ich groß geworden, ihm über die Schulter sehend, wenn er antuschte. Er tat es mit einer Naturtreue, als hätten die

Vögelchen vor ihm auf dem Rande des riesigen Tintenfasses gesessen und ganz still gehalten, bis er ihre Farben herausgefunden. In selbstgefertigten schwarzen, großen, hundertfältig eingeteilten Kästen waren die Tuschen, die er mischte, unermüdlich mischte, bis er den Ton herausbekommen hatte, der seiner Meinung nach stimmen mußte, und in der Tat so genau stimmte, daß noch im vorigen Jahr, als zum erstenmal ein kleiner Laubsänger, der mir unbekannt war, auf dem Fenstersims des Gartenzimmers wippte, ich nur im Brehm nachschlug und ihn wie im Spiegelbild wiederfand, so daß ich wußte, er sei der Fitis oder Sommerkönig. Was für herrliche Stunden verdanken wir Kinder diesem Brehm, den wir so allmählich unter uns entstehen sahen. Wir durften ihn auch lesen und taten es mit Freude. Was bedeutete es uns, wenn wir das Bild von der Eule aufschlugen, die aus dem Giebelfenster der Scheune lugt, während der Vollmond über dem Dach aufsteigt, das alles in strahlenden Farben, und wir hatten zusehen dürfen, wie dieses herrliche Gemälde entstand! Hin und wieder bekamen wir wohl einen Band zum Durchblättern. Dann machten wir unter uns aus, daß diejenigen Tiere, die mit denselben Anfangsbuchstaben anfingen wie unsere Namen, gewisse Eigenschaften von uns vertreten würden, quasi mit uns zu verwechseln seien. Wie erzitterte ich dann, wenn die Affen aufgeschlagen wurden, das Ai, das Faultier, das seinen mit rotbraunen Zotteln bedeckten Leib träge aus dem Baum hängen ließ; denn jubelnd riefen die Geschwister: „Ai, das bist du!" Aber die Rache kam bei den anderen. Und halb mit Tränen, halb mit Trotz wurde der Band zurückgestellt.

Übrigens rauchte mein Vater, wenn er so arbeitete, immer seine lange Studentenpfeife. Da er selbst erst sehr viel später ein eigenes Arbeitszimmer hatte und die Wohnungen für unsere Familie lange immer beschränkt blieben, so war das große, luftige Schlafzimmer der Eltern durch einen sehr schönen Vorhang in zwei Teile geteilt; der vordere Teil mit einem Aktenständer und einem riesigen Zylinderbüro war die Arbeitsstätte meines Vaters. Neben ihm stand auch das Bauer mit dem Dompfaffweibchen, dem Überrest der großen Vogelstube, die wir in der anderen Stadt gehabt hatten. Es wurde getreulich zu Tode gepflegt, obwohl es lahmte und recht langweilig war.

Meine Mutter, die das alles ertragen mußte, die verräucherten Gardinen, das Vogelgezwitscher, ja zuweilen sogar unter den Ehebetten einen riesigen Steintopf mit Mehlwürmern, da vorübergehend auch Terrarien und würmerfressende Vögel bei uns zu finden waren, war natürlicherweise keine Freundin dieser Liebhabereien. Sie dachte wohl, mein Vater hätte sein großes Wissen anders verwerten können, als daß er Stammbäume aller europäischen Fürstengeschlechter in die Geschichtswerke klebte, die Wunderfahrten von Jules Verne mit Zeichnungen, nach geographischen Breiten- und Längengraden und Inseln durchsetzte. Hatte er doch schon als Primaner einen historischen Atlas Deutschlands angefangen, von dem noch Blätter vorhanden sind. Für uns Kinder waren diese Liebhabereien ein herrliches Erziehungsmittel, dem wir Unendliches verdanken, und heute frage ich mich lächelnd, ob es nützlicher gewesen wäre, mein Vater hätte ein juristisches oder historisches Werk m e h r geschrieben, als hätte er aus seinem Haus Menschen in die Welt geschickt, die es verstanden, zu sehen und wissend zu fühlen.

Er hatte eine für damalige Verhältnisse bedeutende Bibliothek, die er zum Teil schon vom Großvater geerbt hatte. Der mag wohl ein ähnlicher Geist gewesen sein und hatte es möglich gemacht, in seinen beschränkten Verhältnissen nicht nur jene Groschenbibliothek deutscher Literatur anzuschaffen, die sehr umfassend war, sondern auch Scott, Bulwer und Dickens vollständig zu erwerben. Dickens hat im Leben von Generationen bei uns eine große Rolle gespielt und spielt sie noch. Uns ist er nicht zu weitläufig. Später ist kaum ein Weihnachtsabend vergangen, an dem wir nicht mit Mr. Pickwick zum Fest aufs Land gefahren sind. Das war in jener Zeit, als wir schon fähig waren, Reuter und Dickens in uns aufzunehmen und regelmäßige Leseabende die Familie vereinten. Mein Vater war ein vorzüglicher Vorleser, bevorzugte aber humoristische Sachen. Damals las er uns die Hauffschen Märchen vor, oder „Schulmeister Kloppstock" von Brentano. Er ergänzte seine Bibliothek dann durch alles, was ihm erreichbar war. Er las die „Louisiaden" ebenso wie Bret Hart. Der „Rasende Roland" war ihm so geläufig wie die „Drei Musketiere", die später unser Lieblingswerk wurden. Uns standen all diese

Bücher wohllos zur Verfügung mit Ausnahme des von mir schon erwähnten „Tausendundeine Nacht". Je nach unserer Neigung machten wir früher oder später von ihnen Gebrauch. Hatte doch mein Vater über die Schulter des Seinigen ganz unbeschadet mit 11 Jahren „Die sieben Todsünden" von Sue gelesen. „Ihr werdet schon auslassen, was ihr nicht versteht", pflegte mein Vater zu sagen.

*

In der Zeit, von der ich hier erzähle, stand der Name Marlitt mit großen Buchstaben über den literarischen Freuden des deutschen Hauses; aber hier war meine Mutter die treibende Kraft. Es war die Zeit, in der die „Gartenlaube" nach und nach die großen Romane der Marlitt brachte, die den freien Menschen verherrlichten. Ich besinne mich vor allem auf das Erscheinen der „Zweiten Frau". Mutter war auf die „Gartenlaube" abonniert, die am Sonnabend in der kleinen Stadt ankam. Sonnabend, wo so viel zu tun war, wo Scheuertag war, die Wäsche zum Sonntag herausgenommen werden mußte, die Kinderkleidchen nachgesehen wurden und wahrlich kein freier Augenblick für die Hausfrau blieb. Da gerade mußte die „Gartenlaube" mit der spannenden Fortsetzung erscheinen! Kaum, daß die Post da war, wurde ich hingeschickt, um die neue Nummer zu holen. Onkel Postdirektor saß hinter seinem Fensterchen, und wenn er sah, wie ich mich hinter die Leute reihte, die am Schalter standen, winkte er mir. Ich trat näher. Mit verständnisvollem Lächeln griff er hinter sich und schob mir das zusammengefaltete neue Heft unter dem Glasfenster zu. War doch schon vor mir das Mädchen seiner Frau unten gewesen, die ebenfalls in brennender Unruhe war, und erkannte er doch unter den Wartenden die Mädchen der mir bekannten Häuser, die alle hier standen, um trotz des Sonnabends ihren Frauen die „Gartenlaube" zu bringen. Während ich nun nach Hause lief, warf ich doch einen Blick über die erste Seite, wo unter dem Schild, das die glückliche Familie mit den Buchstaben „Die Gartenlaube" zwischen Blumenranken verteilt sehen ließ, dick gedruckt die Ueberschrift: „Die zweite Frau" stand. Schon vor Mutter las ich den Anfang. „Ulrike, Mainau ist ein schöner Mann. Er ist glänzend ausgestattet mit jenen Gaben, die in der großen Welt blitzen und funkeln." Worte, die ich noch heute

nicht überwinden kann. Sie berauschten meine Phantasie. Ich träumte von dem gelben Tarlatankleid der verliebten Herzogin mit den roten Granatblüten, oder von dem märchenhaften Hochzeitsgewand der schönen Juliane, oder der hochmütigen Gelassenheit, mit der sie die kleine Feldnelke in den Gürtel ihres blauen Seidenkleides steckte, als der alte Kammerherr sie reizte. Atemlos legte ich das Heft neben die Maschine, und nun geschah das Wunder: meine pflichttreue Mutter, die sich durch nichts von ihrer Arbeit abhalten ließ, griff danach und überflog die Seiten ganz rasch, einem unwiderstehlichen Drange folgend, um dann die Nummer mit einem Seufzer beiseite zu schieben und auf den Abend und seine Ruhe zu ausführlicherem Genuß zu warten. Auch mein Vater las die Marlitt; aber nur um triefenden Hohn auf meine arme Mutter, Tante Zofchen und sämtliche Damen seines Bekanntenkreises zu häufen. Er hatte kein Verständnis für die Männer, die wie Tiger waren und sich doch wie Lämmer zu den Füßen der Frauen schmiegten, die sie mit unerhörter Leidenschaft liebten. Ich nahm beides zugleich in mich auf, die Vergötterung der Frauen, und den Spott meines Vaters, und beides blieb in mir lebendig, während ich mit 12 Jahren schon diese Romane verschlang, die ein ganz neues Leben vor mir ausbreiteten, und von denen ich noch heute nicht weiß, ob sie gut oder schlecht wirkten. Sie verschoben wohl, wenn man sie später las, das Liebesideal der Frau, weil es ein unmögliches war; las man sie früh wie ich, so blieben sie wunderschöne Märchen des Lebens. Man hätte ebensogut hoffen können, Schneewittchen zu treffen, wie die „Reichsgräfin Gisela". Als Schriftstellerin begreife ich nun wohl, worin der Reiz der Marlitt-Romane lag. In einem unerhört geschickten Aufbau und einer Spannung, wie die damalige Zeit, der die Psychologie noch fern lag, sie brauchte. Manches von diesem sorgfältigen Aufbau wäre uns heutigen Schreibern nur zu wünschen.

Waren wir so recht eigentlich in unserer ersten Kinderzeit Vaterkinder, so kam das daher, daß Mutter ein übermäßig beschäftigtes Leben führte. Schon wir Kinder selbst gaben ihr ja alle Hände voll zu tun. Obgleich wir immer zwei Dienstmädchen hatten, die sehr fleißig waren, mußte doch überall nachgesehen und die letzte Hand an jedes Mittagessen gelegt werden.

Denn man aß in Ostpreußen sehr gut. War doch alles so billig. Hauptsächlich aber war Mutter an ihrer Nähmaschine tätig. Sie hatte sich eine der ersten Maschinen angeschafft, die in den Handel kamen, eine Wehler u. Wilson, die sie dann getreulich durch ihr Leben begleitet hat, und der wir Kinder ruhig hätten eine Kapelle bauen dürfen, anstatt daß sie im vorigen Jahr für Alteisen verkauft wurde. Alles für uns, Wäsche und Kleider, nähte sie selbst, schnitt es meistens auch zu. Dann wurde der Eßtisch abgedeckt, die Stoffe darauf gelegt, und das feine Kopierrädchen fuhr an den Schnittmustern der „Modenwelt" entlang, die wir hielten, und die von meinem Vater selbstverständlich aufs kunstvollste eingebunden wurden. Mit einem Stümpfchen Stearinlicht wurde der Stoff geglättet. Oft war die Tochter des Gefängniswärters zur Hilfe da, heftete und reichte ihr die Stücke an die Maschine. Dann schnurrte das Rädchen, und wir wußten, daß für uns keine Zeit war. Wahre Wunderwerke sind so aus Mutters Händen hervorgegangen. Daß wir immer nicht nur sauber, sondern besonders hübsch angezogen waren, danken wir ihr, und nur auf sie bezogen wir die wohlgefälligen Blicke, die uns folgten, wenn wir durch die Straßen der kleinen Stadt gingen. Wir drei Schwestern trugen fast immer gleiche Kleider, was praktischer war, wenn sie herunterrangierten. Mutter fand auch in diesen Jahren immer noch Zeit, die Sachen mit Gretchenstichen aus Seide oder aufgesetzten Litzen zu verzieren. Wie sie das möglich gemacht hat, weiß ich nicht; denn sie war ein gastfreier Mensch, immer bereit, Freunde bei sich aufzunehmen und saß strahlend an ihrem runden Tisch. Sie spielte sehr gut Klavier, und hatte die Fähigkeit, auswendig zu spielen und aus einem Stück ins andere überzugehen. Mein Vater, der nur in Königsberg studiert hatte, wo auch Mutter erzogen war, war ein häufiger Besucher der dortigen Oper gewesen, und die Klavierauszüge der Opern standen in Reih und Glied im Notenschränkchen. Kam er nun vormittags vom Gericht zurück, so bat er Mutter, ihm etwas vorzuspielen. Sie setzte sich dann ans Klavier und Vater ging auf und ab und begleitete die Motive aus dem „Don Juan" oder der „Martha" mit wohlgefälligem Summen. Die Dämmerstunde aber gehörte regelmäßig uns Kindern. Dann saßen wir um das Klavier auf der Erde und Mutter spielte Volkslieder, ging aus einem ins

andere, und wir sangen. Unser Liederschatz war ein sehr großer, und sie war unermüdlich, auch wenn es galt zum Tanz aufzuspielen. Wir tanzten untereinander, bis wir umfielen, fast immer Walzer und Galopp; denn wir liebten schöne Tanzmusik, und es gefiel uns nur „Die blaue Donau" oder jener herrliche Galopp aus den „Lustigen Weibern": „Wie freu' ich mich, wie freu' ich mich, wie groß ist mein Verlangen!" Wie manche Quadrille à la cour hat Mutter später gespielt. Wie ist der alte Flügel mit unserm Leben verknüpft, von den Gesängen meiner Schwestern bis zu dem schönen Spiel des Enkelkindes, das jetzt aus den alten Saiten noch einen brausenden Brahms oder einen tiefen Beethoven herausholt. Ich besinne mich noch sehr genau, wann dieser Mahagoniflügel bei uns einzog. Es war bald nach Siebzig. Damals, als ganz Deutschland den großen Ruck bekam. Er ist von der Firma Gebauhr in Königsberg, auch ein Stückchen Heimat. An Mutter ist mir später klar geworden, was es eigentlich heißt, eine Mutter und Hausfrau zu sein. In jenen Jahren war die Frauenemanzipation noch ein ungelegtes Ei. Es war ganz selbstverständlich, daß der Mann der Kopf des Hauses sei, und die Frau das Herz. Der Mann herrschte nach außen, die Frau nach innen. Ich habe meinen Vater einen Abendmenschen genannt. Daß er sich uns Erwachsenen später mehr und mehr entzog, bestätigt das. Er hatte unsere ersten Schritte behütet. Mit uns ins Leben hinein mochte er nicht mehr gehen. Aber da trat Mutter für uns ein, der Morgenmensch. Mit jedem Jahr wurde sie uns mehr. Für unsere Jugendfreuden, die ihr soviel Arbeit machten, setzte sie sich mit ganzer Kraft ein. Daß wir Bälle besuchten, daß Tanzgesellschaften bei uns waren, verdankten wir ihr! Für Vater, der nicht trank, was unser häusliches Leben so erleichtert hatte, dem die der Familie zuliebe angenommene Enthaltsamkeit zur Gewohnheit geworden war, der nicht spielte und am liebsten um 10 Uhr zu Bett ging, müssen diese Ballnächte freilich ein viel größeres Opfer gewesen sein als für Mutter. Aber wir wußten, was für einen Rückhalt wir an ihr hatten. Jahr für Jahr wuchsen wir fester mit ihr zusammen. Nur eins habe ich nie begriffen: sie stellt dieselben Forderungen an ihre Enkel wie einst an ihre Kinder. Der kategorische Imperativ lebte in dieser Altpreußin, auch als sie die Achtzig lange überschritten hatte.

Am stärksten konzentrierte sich das Familienleben am Weihnachtsfest. Wochen vorher begannen die Vorbereitungen. In Ostpreußen wird der Honigteig zu den Pfefferkuchen, wie wir die Honigkuchen nennen, schon im Oktober angerührt. Geht doch die Sage, daß die Thorner Katharinchen, vom Nönnchen gleichen Namens erfunden, 100 Jahre standen. Ebenso brauchte der Preßkopf, die Sülze, das Pökelfleisch eine längere Vorbereitung. Die letzte Woche gehörte dann nur noch dem Backen. Die Bleche wurden zum Bäcker geschickt, oft zwanzig an einem Tage. Das Mädchen nahm sie unter beide Arme und brachte sie hin. Sehr oft wurde sie mit Tränen empfangen, wenn etwas verbrannt oder ineinandergelaufen war. Fast immer aber glückte es. Im Hause selbst wurde das Marzipan und die gebrannten Mandeln gemacht. Die Marzipanzubereitung ist ja noch heute in Ostpreußen berühmt. Fast alle Konditoreien von Ruf haben dort Schweizer Namen: Zappa, Plouda, Maurizio. Ob das irgendwie mit der Süßigkeit des süßen Brotes zusammenhängt, weiß ich nicht. Die Sage erklärt es ja für das Ergebnis der Belagerung einer Ritterburg, in der schließlich nur noch Mandeln und Zucker aus der Ladung eines beraubten Frachtschiffes übrig blieben, die zu diesem Gebäck vermengt wurden. Das Brühen und Reiben der Mandeln, das Sieben des Zuckers, das Kneten des Teigs wurde mit einer Feierlichkeit begangen, die wirklich eine Kulthandlung war. Dann kam das Rollen auf blendend weißgescheuertem Brett, das Ausstechen in kleine Formen, Herzen, Halbmonde, in längliche oder vierkantige Stücke, das Aufsetzen des Randes und das Buntmachen mit einer Stricknadel. Des Abends aber, wenn der Herd frei war, wurde gebacken. Ein altertümlicher Dreifuß, der sehr gut auf einem Räucheraltar hätte stehen können, und dessen dunkles Kupfer noch aus dem Haushalt der Großmutter stammte, stand auf dem Herd. Der obere Teil, der abzunehmen war, war mit Holzkohlen gefüllt, die durch beständige Luftzuführung glühend gehalten werden mußten. Ein Blasebalg, den einer von uns handhaben durfte, genügte nicht. Mit Gänseflügeln wurde nachgeholfen, ja zuweilen kam mein Vater von seinem Zylinderbüro herüber und schwenkte die Schöße seines Schlafrocks. In jedes der Marzipanstückchen war weißes Papier gelegt, um das Anbrennen zu verhindern. Nur der krause Rand mußte braun

werden, das übrige in schneeiger Weiße erstrahlen. War ein Satz fertig, so wurde er vorsichtig mit dem weißen Papier, das darunter gelegt war, herausgenommen und auf das Brett zurückgebracht. Das trugen die Mädchen dann in das gute Zimmer, wo es nachts über abkühlte. Am nächsten Tage wurde der Guß begonnen. Das Rosenwasser duftete durch das Haus. Wenn die Flüssigkeit die richtige Dicke erlangt hatte, ging es an ein Einfüllen. Das Auslecken der Schüssel, der Löffel und der Kelle wurde natürlich den Geschlechterwogen überlassen. Die so gefüllten Marzipanstücke mußten wiederum ganz vorsichtig erkalten, damit der Guß nicht breche. Wenn er fest geworden war, ging es an das Belegen. Nun wurden alle Töpfe mit Eingemachtem in die Küche gebracht, die an den Sommer und seine Freuden gemahnten. Kirschen, Hagebutten, Birnen, Pflaumen und Reineclauden wurden herausgenommen, abgetropft und, wenn es nötig war, in Stückchen zerschnitten. Dann wurde mit einem Teelöffel aus ihnen jene Gebilde hergestellt, die besonders abwechslungsreich und schön zu machen der Ehrgeiz einer jeden Hausfrau war. Denn bei den Besuchen in den Feiertagen wurden sie ja der allgemeinen Prüfung preisgegeben. Ein etwa mißglücktes Stück kam auf unsere bunten Teller, die wir mehr dem Inhalt als dem äußeren Wert nach maßen. War das Marzipan fertig, so ging es an die Zubereitung der gebrannten Mandeln, die eine besondere Liebhaberei meines Vaters waren. Sie mußten sehr scharf abgepaßt werden. Blieben sie eine Minute zu lange auf dem Feuer, so wurde der Zucker hart, und wir pflegten ihnen dann den Beinamen „Bremer Geschirr" zu geben. Auch das war beliebt; denn mit ihm wurde nicht gespart.

Das waren die Küchenvorbereitungen. Neben ihnen her aber ging durch Wochen das Ergänzen des Baumschmucks, bei dem wir Kinder von jeher dem Vater helfen durften. Er holte in der letzten Zeit vor Weihnachten den schwarzen Kasten hervor, der einen kunstvollen Schiebedeckel hatte, und in dem Baumschmuck aufbewahrt war. Viel einfacher als heutzutage. Da waren ein paar goldene Apfelsinen, die man zusammenbinden konnte, einige Glaskugeln, vergoldete und versilberte Nüsse, und Papiernetze, die durch eine Walnuß herabgezogen wurden. Diese Eier, Nüsse und Netze waren in ihrer Vergoldung be-

ständig zu ergänzen, eine hochwillkommene Aufgabe für die Adventsabende, bei der mein Vater den Leiter und Lehrer machte. Welche Seligkeit, wenn das Netz, das eifrig geschnitten war, nach der Probe mit der Nuß sich als tadellos erwies! Hatte man sich beim Hin- und Herschneiden des Papiers geirrt, so blieb die Nuß stecken. Das schöne Stück Papier mußte verworfen werden. Das Ausblasen des Eies, das Einführen des kleinen Holzklöppels und das Vergolden besorgte mein Vater selbst. Ebenso das Versilbern der Nüsse. Wir durften nur Fädchen anbinden und die Kostbarkeiten zum Trocknen tragen. Später kamen dann die eßbaren Dinge hinzu. An Äpfel, Datteln, Feigen und Zuckerwerk, die bei der Plünderung des Baumes unsere Beute wurde, mußten Fädchen gebunden werden, eine Arbeit, die uns in junge Tantalusse verwandelte.

Es gab in dem kleinen Städtchen eine Konditorei, die um die Weihnachtszeit eine Marzipanausstellung zeigte, die mit einer Verlosung verbunden war. Mit klopfendem Herzen besuchten wir sie. Da lagen weiße Schäfchen auf grünem Rasen, gebratene Gänse mit Messer und Gabel in kleiner Schüssel, Wickelkinder — und vor allem der Dukatenmacher, ein mit unendlichem Jubel begrüßtes und am Fest nie fehlendes Stück. Glück bei der Verlosung hatten wir nie. Wir waren unser Lebenlang auf Nieten eingeschworen. Das Herzklopfen und die Freude aber waren dieselbe. Hatte man doch gesehen, daß man Glück haben konnte. Schon das war ein erhebendes Gefühl.

Das größte Ereignis vor Weihnachten aber war die Fahrt nach Elbing, die wir mit unseren Kinderfreunden gemeinsam machten. Dann wurde der große Postomnibus aus der Remise gezogen, die schwersten Pferde davorgespannt, und in Tücher und Mäntel gepackt stiegen die beiden Familien ein. Will schmetterte mit dem Posthorn. Es ging vom Steintor die Chaussee entlang, den weiten Weg nach Elbing zu, der drei Stunden währte. Anfangs war uns die Gegend bekannt. Nach der Brücke kam die Schäferei, wo meine Freundin und ich einmal einen toten Iltis gefunden hatten, der wohl vergiftet worden war, und den wir mit Todesverachtung in die Stadt gebracht hatten, wo wir für sein Fell 50 Pf. bekamen. Dann wurde der Weg fremd. Es kamen die Bahnstationen und schließlich ein Gasthaus „Zum tollen Mops", wo regelmäßig gehalten wurde, und die Väter

ein Glas Warmbier an den Wagen brachten. Endlich war man in Elbing.

In einem Gasthaus am Fluß wurde eingekehrt und Mittag gegessen. Dann kam das große Ereignis. Wir gingen mit den Eltern in das Spielwarengeschäft von Hörnig, und wir sahen die Weihnachtsausstellung. Es ist ein Zufall, daß mein Freund Sudermann in dem „Bilderbuch seiner Kindheit" eben dieses Hörnigsche Geschäft erwähnt, dessen Besitzerin in seiner Elbinger Zeit eine so große Rolle spielte. Wahrscheinlich war er gerade in Elbing, als ich mit klopfendem Herzen an den Herrlichkeiten der ausgestellten Puppen, Küchen, Puppenstuben, der Baukästen, Tiere und Archen Noahs vorbeiging. Wie es möglich war, daß es soviel Wunderbares in der Welt gab, begriff ich nicht. Jedenfalls war alles hier vereint. Während die Eltern ihre Einkäufe besorgten und geschickt zu verbergen wußten, betrachteten wir immer wieder die Bauernhütte, das Kochgeschirr, die Puppenmöbel, auf die wir es besonders abgesehen hatten. Denn wir besaßen eine prächtige Puppenstube, die vor Weihnachten verschwand und von meinem Vater neu tapeziert und gestrichen wurde. Einer Eisenbahn, die es damals auch schon gab, brachten wir nach unserer Art weniger Sympathie entgegen. Dagegen beschäftigten uns die Modellierbogen sehr. Immer pflegten einige auf unserem Weihnachtstisch zu liegen, und die Winterzeit verging denn damit, daß wir die Mühlen und Häuser eigen ausschnitten und unter Aufsicht des Vaters klebten und zusammensetzten. Wenn wir uns satt gesehen hatten, wurde noch in das Delikateßgeschäft gegangen, wo Feigen und Datteln, Apfelsinen und Krachmandeln eingekauft wurden, worauf der Besuch der Konditorei den Tag krönte. Müde und mit überfülltem Herzen wurden wir eingepackt und am Abend wieder in den Omnibus verstaut. Nun fuhren wir durch die dunkle Winternacht die drei Meilen nach der kleinen Stadt zurück. Hatte man noch den Mut, durch die Fenster zu sehen, so blickten die funkelnden Sterne herein. Die Felder waren schneebedeckt, und die Dörfer, durch die man kam, zeigten kaum noch ein helles Fenster. Wieder wurde am „tollen Mops" Halt gemacht, und ein Glas Grog stärkte die Großen. Wir hatten als Vorgenuß des Festes einen Bonbon im Munde und fielen meistens, lange ehe wir zu Hause waren,

tief in Schlaf. Die Jüngste trug Vater dann auf den Armen nach Hause.

Läutete dann die Glocke, und wir durften das Weihnachtszimmer betreten, so standen wir geblendet von dem Glanz auf der Schwelle, um uns dann mit Jubel auf unsere Plätze zu stürzen. Immer aber war das Schönste das Buch; denn wir waren Kinder unseres Vaters, und es fehlte nie und war immer etwas Besonderes, Erwähltes, wie es auf keinem Weihnachtstisch in der kleinen Stadt sonst lag.

Natur.

„Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen. Sie schafft ewig neue Gestalten. Was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder — alles ist neu, und doch immer das alte."

Goethe setzte diese Worte vor seine Schriften zur Naturwissenschaft. Ich könnte sie vor mein Leben setzen; denn unlöslich ist es mit der Natur verbunden. Meine früheſten Kindheitseindrücke, das erste, worauf ich mich besinne, sind die Roggenfelder, das Blinken eines Flusses, das Suchen nach den ersten Keimen im Frühling, und in den bewußten Kinderjahren, von denen ich erzähle, sind die größten mir übermittelten Eindrücke die der Natur, gehört meine tiefste Dankbarkeit meinen Eltern, meinem Vater vor allem, der mich in sie einführte. Die Pfade des Geistes findet man später; das Wissen um die große Mutter ist und bleibt das Grundlegende für den Menschen.

Ich habe immer gefunden, daß die Offenbarungen, die die Natur gibt, am größten sind, wenn man ihnen allein gegenübersteht, und auch aus dieser Zeit besinne ich mich wohl auf das eigentümliche lockende Grauen, das von der Landschaft ausgeht, wenn sie uns schweigend und doch so beredt umgibt. Da ist mir vor allem die Zeit der Schneeschmelze in der Erinnerung, wenn das warme Blut mich trieb, allein hinunter an das Flüßchen zu gehen. Es ging dann hoch und gurgelnd und warf weißen Schaum an das sandige Ufer. Die Weiden dort, nach deren

Kätzchen ich ausgegangen war, trugen die kleinen grauen Pelze an gelben Zweigen. Ich hatte über den Acker laufen müssen. Stellenweise lag noch Schnee auf der Saat. Der Boden war feucht und klebte an meinen Stiefeln, aber hoch über mir sang die erste Lerche. Am Ufer stand ich ganz allein, sah mich um, ob ich nicht die hellen Stimmen der Jungen hörte, vor denen ich immer Angst hatte, seit sie mich im Sommer verfolgt hatten. Aber ich war allein in der großen Einsamkeit, nur die Lerche und ich und das Wasser und die Luft. Es ging eisiger Wind und meine Hände waren klamm; aber ich wußte, es war der Frühling, der kam. Und da stand ich auf dem gelben Ufersand und hatte ein paar Huflattichblüten, die beschuppte Stengel trugen, und deren nackte gelbe Blüte sich aus dem Sand emporgereckt hatte, gebrochen. Wie ein Wunder schienen sie mir. Ich staunte sie an und hatte kaum gewagt, sie zu pflücken. Dann tat ich es rasch, nahm die Weidenkätzchen und lief über das Feld nach dem Weg, der zum Berge in die Höhe führte. Eilig, erfroren, vom Wind durchschüttelt kam ich zu Hause an. Es war um die Kaffeestunde. Auf dem Tisch stand die Maschine. Warmer Duft empfing mich. Ich nahm meinen roten Kaffeetopf, hielt ihn unter den Hahn und ließ den braunen Trank hineinlaufen. In der Röhre des Ofens aber wartete eine warme Schnecke.

So meine Erinnerung. Immer sehe ich dann die blanke, messingne Kaffeemaschine, die nach Art des Samovars über Holzkohlen stand, die durch das Gitter glühten, das zierliche Ranken vorstellte. Zuweilen wurden in diese Holzkohlen kleine Stückchen Bernstein geworfen; denn nahe der Meeresküste waren Bernsteinstückchen für uns Kinder ein beliebtes Tauschmittel. Dann drang süß duftender Rauch aus dem Kohlenbecken und erfüllte das Zimmer. Dann verbrannte das Meereshaarz, das viele tausend Jahre alt war, und mit seinem Rauch stiegen wunderbare Phantasien in die Seele des Kindes. Die verklammten Hände um den warmen Kaffeetopf gelegt, mit den Augen die butterige und zuckerige Schnecke schon im voraus verschlingend, sah ich in dieses Wunder hinein. Draußen aber kam der Frühling. —

In den Jahren, die der kleinen Stadt gehören, war die Vogelpassion bei meinem Vater durch die Leidenschaft für

Schmetterlinge abgelöst worden. Er legte sich eine große Sammlung an, und er und wir alle wurden eifrige Schmetterlingsjäger. Manche alten Bewohner mögen noch lachend des Bildes gedenken, das wir abgaben, wenn wir an schönen Sommertagen auf Raub auszogen. Voran ging mein Vater, den Panamahut auf dem Kopf, das weiße Schmetterlingsnetz in der Hand. Ihm folgten die vier Ältesten, wir drei Mädel und mein Bruder, der die Botanisiertrommel umgehängt hatte. Auch wir waren jeder ausgerüstet mit den notwendigen Werkzeugen. In unendlich künstlichen Vorrichtungen, die vom Vater sinnreich erdacht waren, trugen wir die Nadeln, den Äther, die Schachteln mit Pfropfen, auf die die Schmetterlinge gesteckt wurden, und was sonst noch nötig war. So zogen wir durch die Stadt zur Amtsfreiheit herunter, an der Weeske entlang über das schaukelnde Brett hinaus ins Freie. Unsere Augen, vom Vater wohlgeschult, waren überall. Jeder Käfer wurde umgedreht und betrachtet und bestimmt; aber nur selten in das Spiritusglas gesteckt, denn unsere Reise galt den Schmetterlingen. Jedes Tier wurde froh begrüßt, und eine Eidechse mit Ehrfurcht betrachtet. Einmal sahen wir zwei große Ringelnattern durch das Wasser schwimmen. Deutlich konnten wir das Zickzack auf ihren Rücken verfolgen, während sie den Leib lebhaft schlängelten und das Köpfchen, das fast eine Krone zu tragen schien, über dem Wasser war. Andächtig verfolgten wir sie mit den Blicken, während sie sich am anderen Ufer durch das Gras weiterschlängelten. Wir waren gewohnt, jeder Blindschleiche aus dem Wege zu gehen und konnten tieftraurig werden, wenn wir eine tote fanden, an der unwissende Kinder unnötige Angst gebüßt hatten. Rechts von unserem Weg lag eine kleine Wiese, auf der wir unseren ersten Fang zu machen pflegten. Dort gaukelten über Federnelken, Knöterich und Hahnenfuß die Tagfalter, kleiner und großer Fuchs, Pfauenauge und Weißlinge, Bläulinge und Dukatenfalter. Lange hielten wir uns bei ihnen nicht auf. Sie waren längst in allen Sorten vertreten. Hatten wir aber den Wald erreicht, so machten wir an den Brombeersträuchern des Randes lange Halt. Hier wimmelte es von Perlmutterfaltern und Silberstrichen. Hier tummelte sich wohl auch im Herbst der Admiral oder der Trauermantel, den ich besonders liebte. Hier gab es

immer etwas zu sehen und zu beobachten. Die Wolfsmilch wurde abgesucht nach den Raupen des Wolfsmilchschwärmers, und auch an jedem Weidenbaum wurde Halt gemacht, und Vater wies auf die Löcher hin, die der Weidenspinner in das Holz gebohrt hatte. Denn unsere eigentliche Aufmerksamkeit galt ja den Nachtschmetterlingen, den Schwärmern mit dem dicken Leib und den schnell schlagenden Flügeln, die wir auch im Garten unserer Freunde zuweilen fanden, wenn wir eine Laterne ins Gras stellten und warteten, bis sie kamen. Den kleinen und großen Weinvogel zu fangen, seine grüngemusterten oberen Flügel über dem Zartrosa der unteren Flügel zu sehen, war eine immer neue Freude. Ligusterschwärmer waren uns fast zu gewöhnlich, ebenso die Raupen des braunen Bären, die überall krochen. Gingen wir aber durch den Wald, so achteten wir vor allem auf die Ordensbänder. Wie unscheinbar saßen sie im Tagesschlaf an den Stämmen der Bäume, die grauen Deckflügel über der Pracht der Unterflügel, die das Ordensband trugen. Kein ehrgeiziger Streber, der den Orden am blauen Band verliehen bekommt, kann sich so über ihn freuen, wie ich mich über das blaue Ordensband freute, das ich einmal entdeckte. Seufzend sah ich dann, wie die scharfe Nadel es durchstach, und ich war erst ruhig, als es mit Pinsel und Äther so betäubt war, daß es ganz still auf dem Pfropfen im Kasten saß. Wie oft finde ich noch heute tote Schmetterlinge oder einzelne Flügel auf meinem Weg, aber selten nur noch entdeckt sie mein Auge an den Bäumen. Das scharfe Aufmerken jener Zeit, der Ehrgeiz, am meisten zu sehen, den wir Kinder untereinander pflegten, ist dahin.

Selbstverständlich gehörte zu unserer Schmetterlingssammlung die entsprechende Raupensamlung. In großen gläsernen Kästen, die unten mit Erde bedeckt waren, pflegten wir eifrig die Raupen, die wir von unseren Streifzügen nach Hause brachten. Wir konnten sie gut voneinander unterscheiden. Handelte es sich hier doch fast nur um die dicken großen Exemplare der Schwärmer und Nachtfalter. Von den Tagfaltern sammelten wir fast nur die Puppen, die ihr eigenes Behältnis hatten. Die Spinner und Spanner wurden schon als Raupen nach Hause gebracht und machten uns sehr viel Mühe; denn die freßgierige Gesellschaft verlangte in einem fort neues Futter, und

da jede ja nur auf die ihr zustehenden Blätter und Pflanzen eingeschworen war, war es für uns Kinder gar nicht leicht, diese immer herbeizuschaffen. Die Ligusterraupe war mit Spiräa schnell versorgt, ebenso machte der Lindenschwärmer keine Schwierigkeiten. Auch der König der Schmetterlinge, der Totenkopf, war mit seinem Kartoffelkraut wohl zufrieden. Der Wolfsmilchschwärmer aber war schon anspruchsvoller. Mein Vater verwaltete die Zwinger, wie wir sie nannten, die bald nicht mehr nur von uns beliefert wurden. Die Liebhaberei des Herrn Rat war im ganzen Städtchen bekannt, und die Jungen, die sich draußen umhertrieben, die Schafe hüteten oder bei den Gänsen im Herbst waren, pflegten uns anzubringen, was sie fanden und ihren Groschen stolz als Lohn zu nehmen. Vor allem in der Zeit, in der die Kartoffeln herausgenommen wurden, brachte man uns regelmäßig die großen dunklen Puppen von Totenköpfen, die fast fingerlang und für unsere Sammlung immer hochwillkommen waren. Zuweilen war die Hacke in den Leib gedrungen und die Wunde einfach mit Wagenpech verklebt worden. Dann waren wir, die wir freudig in der ersten Hitze den Preis gezahlt hatten, die Betrogenen.

Die großen Augenblicke waren natürlich die, in denen sich solch eine Puppe zum Leben entfaltete. Dann rief Vater uns und wir umgaben den Kasten, sahen, wie die Hülle sprang und das kleine zusammengewickelte Tier langsam die Flügel ausbreitete. Wir sahen, wie sie wuchsen und erlebten das Wunder des Werdens. So habe ich gesehen, wie ein Kokon durchbrochen wurde, wie die fast hornartige Hülle eines Ligusterschwärmers brach, wie die graue kleine Puppe des Fuchses sich krümmte, ehe sie sich öffnete. Ich bin dabei gewesen, wenn der Trauermantel seine Schwingen breitete und der erste Sonnenstrahl auf die braun-schwarz glänzenden Flügel fiel, während sich der feine Flaum der Blauperlen unter den gelben Zacken tiefer tönte. Diese Augenblicke belohnten alle Mühe, die uns die Raupen machten. Wir hatten unsere Freude an den Spannern, die die Vorderfüße vorsetzten, den langen Leib im Bogen krümmten und die Hinterfüße nachzogen. Wir wußten von Eulen und Motten, von dem großen Oleanderschwärmer, der bei Wien heimisch war und nie nach Norden kam, von dem Apollo, der nur in den Alpen lebte und von den fernen funkeln-

den Sommervögeln des Südens. Es war damals noch nicht Mode, ein paar besonders schöne Falter auf Samt unter Glas als Wandschmuck zu haben. Unsere große Sammlung in einem schwarzen gerahmten Glaskasten hing über dem Zylinderbüro meines Vaters. Jedes neue Stück, das wir uns errungen hatten, wurde ihm mit Stolz einverleibt. Auf glatten Brettern, in die Rillen gezogen waren, wurden die Falter mit Nadeln eingedrückt, wenn wir sie von unseren Ausflügen brachten. Die Flügel wurden mit kleinen Papierstreifen in die gewünschte Form festgespannt. Die Tagschmetterlinge starben sofort, aber die Nachtschmetterlinge mit ihren dicken Leibern, mit den langen Rüsseln, lebten oft noch tagelang und wurden immer wieder mit Äther beträufelt. Es schien mir eine unendliche Grausamkeit, die Sommervögel so für unsere eigene Begierde und Lust zu quälen; aber wenn der Wind mir ein paar zerfetzte Flügel vor die Füße warf oder ich einen eingesperrten Falter in der Bodenkammer fand, einen verirrten im Flur oder auf dem Balkon, dann erleichterte sich mein Herz. Auch die Natur war grausam. Es war etwas von dem Gefühl der Unsterblichkeit, das wir ihnen gaben, wenn wir sie sauber präpariert unter Glas setzten.

Unendlich viele Bilder sind aus dieser Zeit in meinem Gedächtnis geblieben; Kleefelder, über denen die Bläulinge flattern, sonnige Waldwiesen, wo der Dukatenfalter sich über Hahnenfuß und Weidenröschen wiegt. Skabiosen einen ganzen trockenen Graben entlang, in denen Husaren sitzen, manchmal zwei in einer Blüte, in grünglänzenden Röckchen mit tiefrosa Flecken. Brombeerbüsche, über denen der Silberstrich schwankt und dort, jubelnd verfolgt und endlich gefangen, der seltene Schwalbenschwanz, einer unserer Sommerkönige. Ich weiß nicht einmal, wo unsere Schmetterlingssammlung geblieben ist. Was sie uns gegeben hat aber ist eng verbunden mit unserer Naturliebe, die sich niemals in entzückten Ausrufen erschöpfte, sondern früh lernte, das Kleine zu lieben und jeden Ekel zu überwinden. So besinne ich mich, daß wir einmal, als wir auf einer Höhe an der Weeske nach Veilchen suchten, unter den Schlehdornhecken unvermutet auf Maiwürmer stießen, die in einer Unzahl den Boden bedeckten und uns erst besonders ekelhaft erschienen, bis wir dann den grünblauen Glanz auf ihrem

schwarzen Körper wie etwas Himmlisches ansahen. Auch die Maulwurfsgrille flößte uns zuerst Entsetzen ein. Dann erkannten wir die Zweckmäßigkeit der meisten Geschöpfe mit Bewunderung, saßen an den feinen Sandtrichtern des Ameisenlöwen, beobachteten, wie er seine Beute fing, und gruben ihn mit jungen geschickten Fingern unter seinen Trichtern hervor. Wir lernten die Schädlichkeit des Borkenkäfers kennen, wir sahen die Prozessionsraupe, die Nonne. Wir fanden den Hasen, der vom Fuchs gerissen und halb aufgefressen war, und wir belauschten einmal, o Wunder, ein Rehkitzchen, das von seiner Mutter trank.

*

Etwas störte mich bei diesen Entdeckungen. Ich hatte ein ererbtes, furchtbares Grauen vor allem Toten. Meine Mutter mußte es mir mitgegeben haben, während sie mich trug. Sah ich plötzlich eine tote Maus oder einen Sperling, so überfiel mich ein veitstanzähnliches Zittern, und ich lief davon. Man versuchte es, mir das mit Gewalt abzugewöhnen. Mein Vater führte mich an das tote Tierchen heran. Ich sollte es berühren, am Schwanz anfassen. Es war unmöglich! Ich habe dieses Grauen auch nie bezwingen, niemals etwas Totes anfassen können. Ja, ich weiß ganz genau, wo ich einmal ein totes Tier gesehen habe. Wenn ich den Ort wieder betrete, fällt es mir sofort ein. Der ganze Lido ist mir vergällt worden, weil das Meer einen toten Hund anschwemmte, und nie wieder bin ich den Weg gegangen, wo ich einmal eine tote Katze sah. War es die Furcht vor der veränderten Form, was mich so zurückstieß? Ich weiß es nicht. So zeigte mir die Natur früh ihre Kehrseite, das geheimnisvolle Grauen, das sie bergen konnte, und auch hier hat Goethe recht, wenn er sagt: „Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und betrübt sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trotzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken."

Im ersten Jahre, in dem meine Eltern in der kleinen Stadt wohnten, noch über dem Schlossermeister, machten sie ihre große Reise nach der Schweiz. Die war damals sehr teuer, vor allem für die Deutschen, die man so hoch wie möglich nahm. Hatten sie doch die 5 Milliarden geschluckt, das arme Frankreich schwer geschädigt! Diese 5 Milliarden, die man uns nie verziehen hat, ob wir sie auch schon hundertmal mit Zins und Zinseszinsen abgegeben haben! Noch wenn man uns den letzten Tropfen Blut unter den Nägeln hervorpreßt, wird man sie uns vorwerfen. Daß der große Aufschwung, der damals über Deutschland kam, seinen besseren Arbeitsbedingungen und seiner Einigkeit zu danken war, das hat man in der Welt nie begriffen.

*

Der Kreisgerichtsrat mit seinen 3900 M. Gehalt, seinen vielen Kindern und seinen unleugbaren Kulturbedürfnissen gehörte nicht zu den Ostpreußen, für die die Weichsel die Grenze war, jenseits derer ein fremdes Land lag. Er überschritt sie gerne und hätte es wohl viel öfter getan, wenn die Verhältnisse es gestattet hätten. Glücklich fuhren Mutter und er ab. Wir Kinder aber wurden mit unserem Mädchen zur Großmutter nach Lyck geschickt. Unsere beiden Großmütter lebten damals. Die meines Vaters war eine vornehme Frau mit spitzen, schmalen Händen, denen man es nicht ansah, daß sie, in denselben Verhältnissen lebend wie meine Mutter und mit gleichem Kindersegen, nie vor einer Arbeit zurückgescheut war. Sie trug immer schwarze Kleider, mit Vorliebe seidene, die mit schwarzem Samtband besetzt waren, schwarze große Spitzentücher, Filethandschuhe und Filetschals über ihrem Haar. Sie war eine Meisterin im Filieren. Beständig ließ sie die Nadel durch die feinen Maschen schlüpfen. Das zarteste Filet bauschte sich wie Wolken unter ihren Händen. Wegen ihrer Tracht und ihrer Vornehmheit nannten wie sie „die schwarze Großmutter". Sie hatte nach dem Tode meines Großvaters mit uns zusammen gelebt, bis wir nach der kleinen Stadt versetzt worden waren. Sie sagte noch „mon Dieu" und „à la bonne heure" und flocht französische Floskeln in ihre Rede und er-

zählte wunderbare Dinge vom alten Freiherrn vom Stein, mit dem sie gut bekannt gewesen war.

Meiner Mutter Mutter kannten wir nur aus ihren Erzählungen. Aber wir wußten, daß gegen Weihnachten und zu unseren Geburtstagen schwere Geldpaketchen aus Masuren kamen, und manches Kleidchen, mancher Mantel wurde uns mit den Worten angezogen: „Den schickt' euch eure Großmutter." Wir hatten unbegrenztes Zutrauen zu ihr, wußten wir doch durch die Mutter, daß sie ein großes Anwesen hatte, einen Garten hinter dem weitläufigen Hof, in dem früher Vieh in den Ställen gestanden und eine richtige Brennerei gewesen war. In dem Garten sollte ein Birnbaum mit Muskatellern in der Nähe des Zaunes stehen, den meine Mutter besonders liebte, und auf den wir uns schon freuten, als wir von den Eltern Abschied nahmen.

Wir fuhren Tag und Nacht, und ich besinne mich auf diese erste Nachtfahrt in der dritten Klasse, wo wir auf Tüchern auf den Bänken lagen und scheu nach der Ecke sahen, in der ein Jude mit schwarzem Kaftan, mit schwarzen Seitenlocken und einem Käppchen saß. Die Großmutter, eine zierliche, sehr bewegliche Frau, mit Arbeitshänden, die sanft streicheln konnten, ein weißes Rüschenhäubchen auf dem Kopf, nahm uns drei Mädel und den Bruder mit offenen Armen auf. Das erste Entsetzen aber galt einer in meinen Haaren gefundenen Laus, die ich mir in jener Nachtfahrt geholt hatte, und die eine so gründliche Kopfwäsche und ein so hartes Kämmen zur Folge hatte, daß ich meinen Ferienaufenthalt mit Tränen begann.

Das war dem jungen Beamtenkinde, das selbst schon mit seinen 10 Jahren am dritten Wohnort lebte, ein neues herrliches Gefühl, in dem Hause zu sein, in dem Mutter ein Kind gewesen. Seßhaftigkeit ist das höchste Ideal meines Lebens gewesen. Die alte Scholle, das eigene Haus, der Baum, den die Vorväter pflanzten, die Treppe, die sie erstiegen, der Fensterplatz, an dem sie saßen, ruhten und träumten. Eine dicke Familienbibel, die aus dem Hause meiner mütterlichen Großeltern stammt, in Schweinsleder gebunden, brauche ich noch heute. Auf der ersten Seite hat Vater die Geburtstage und die Namen von uns Kindern eingetragen. Die dicken Blätter zeigen noch die altertümliche deutsche Schrift. Einmal hat mein

Urgroßvater zwischen diese Blätter einen Hunderttalerschein gelegt, es der Zukunft überlassend, ob sein Sohn ein fleißiger Bibelleser sein würde und ihn fände. Jetzt bewohnte meine Großmutter nur noch das Erdgeschoß des Hauses. Es hatte auch einen breiten Beischlag, wie alle Häuser am Markte. Eine steile Treppe führte herunter, und das Pflaster war wohl nicht anders als bei uns in der andern kleinen Stadt. Ging man den Markt herunter, so fand man das Kriegerdenkmal. Es waren die Gefallenen der Freiheitskriege, deren Namen ich hier las, wenn ich mich so weit vorwagte. Unsere schönsten Stunden aber gehörten dem Garten. Da ging man in den geräumigen Hof mit all seinen verschlossenen Ställen und bildete sich ein, es röche noch nach Branntwein, ging durch den Kuhstall über einen zweiten kleinen Hof und trat endlich ein.

Genau so hatte Mutter ihn geschildert, schmal und lang. In der Mitte ein Weg, von Buchsbaumrabatten eingefaßt, hinter denen die Astern, Balsaminen und Levkojen standen, im übrigen Gras und Obstbäume. Birn- und Apfelbäume mit den köstlichsten Sorten, mit großen Tafelbirnen und grünen Grumbkowern mit kleinen schwarzen Flecken, die die Haut buckelig zusammenzogen, mit Jungferschönchen und Goldparmänen und mit dem berühmten Muskatellerbaum.

Aber ach, dieses Paradies stand nicht zu unserer freien Verfügung, wie zu Mutters Zeiten! Großmutter hatte das Obst des Gartens verpachtet. Es gehörte einer Russin. Der „Rußsche", wie wir sagten. Da es die Zeit der Reife war, so wohnte sie im Garten, lag dort auf ein paar Strohschütten und hatte sich aus zusammengestellten Strohgarben eine Art Höhle für die Nacht gemacht. Da saß sie in der Sonne auf dem Stroh, die schwarzen strähnigen Haare sahen unter dem bunten, phantastischen Kopftuch hervor, in nicht gerade sauberer Jacke und Rock, mit einer durchlöcherten Schürze, für uns Kinder die echte „Zigeunersche", umgeben mit der ganzen Furcht vor einer solchen. Großmutter hatte sich den Muskatellerbirnbaum für uns ausbedungen und kaufte auch täglich vor ihrem eigenen Obst, um es uns zu geben. Dennoch war der Garten, auf den wir uns so gefreut hatten, zwar eine unendlich große Anziehungskraft, aber doch ein Paradies nach dem Sündenfall. Es gab zuviel Verbotenes darin für unsere jungen Herzen, und

seufzend gingen wir den Mittelweg zu Ende nach der Laube, die dicht von wilden Weinreben umrankt war, und an die die Scheune stieß, die hier zu einer Seite den Garten begrenzte, zur anderen Seite aber auf freies Feld führte, das in vergangenen Zeiten meinem Großvater gehört hatte. Es war eine Tür in der Laube, die einen schmalen Gang öffnete, durch den man ins Freie gelangen konnte. Wunderbar duftete es in diesem Gang nach Wiesenheu. Der Geruch langer Jahre hatte sich hier aufgespeichert und drang durch die Ritzen, wenn man dort saß. Man konnte Kopfschmerzen bekommen, hielt man sich in diesem Gang auf. Ging man aber hindurch und öffnete die Tür, so lag vor dem durch die Dämmerung verwöhnten Blick das freie Land, auf dem die letzten Erntewagen fuhren.

Es gab bei Großmutter lauter Dinge zu sehen, die uns interessierten. Einmal alle die alten Bilder, die dann später zu uns gekommen sind. Da war der Großonkel und die Großtante, von einem herumreisenden Künstler in sauberem Aquarell abgebildet. Dieser Schwester meiner Großmutter hatte das danebenliegende Haus gehört; denn mein Urgroßvater hatte einmal für seine beiden Töchter, ehe sie noch verheiratet waren, die gleichen nebeneinander liegenden Häuser mit gleich großen Gartengrundstücken gestiftet. Der Zufall hatte es dann gewollt, daß diese Großtante kinderlos blieb und meine Mutter, die älteste eines ganzen Häufleins, von ihr erzogen wurde. Sie war dann bei uns gestorben, und unendlich viele Erinnerungen meiner ersten Kindheit verknüpften sich mit ihr. Großonkel in seiner farbigen Weste, mit dem Biedermeierbart, sah würdig und behaglich aus. Großtante schien eine strenge Frau gewesen zu sein. Jedes Fältchen ihrer Bordenhaube mit den Blumen zwischen den Spitzen war getreulich abgebildet, und mein Auge erkannte die fein gearbeitete Brosche von Türkisen mit dem Anhänger, die jetzt im Besitz meiner Mutter war. Zwischen beiden hing das Kinderbild meiner Mutter mit blonden offenen Haaren in einem blauen Kleidchen und ebenso blauen Augen.

Jetzt haben diese Bilder eine Wand für sich. Auf der anderen hängen die der Großeltern väterlicherseits. Es sind zwei kleine, goldgerahmte Ölbilder aus der Jugendzeit meines Großvaters. Sie zeigen ihn und seine schöne, vergötterte Frau

im Gesellschaftsanzug der 30er Jahre. Das rosa ausgeschnittene Kleid mit dem goldenen Gürtel, das meine Großmutter dort trägt, hatte er ihr aus Paris kommen lassen. Ein goldener Reifen ist tief in die Stirn gedrückt, die dunklen Haare quellen darunter hervor. Großvater hat das feine, kluge und gütige Gesicht, das mir noch so gut in der Erinnerung ist. Denn bis zu seinem Tode, unmittelbar vor dem 70er Kriege, war er unser ständiger Weihnachtsgast.

Großmutter freute sich unendlich an ihren Enkeln, die sie nun einmal wochenlang für sich haben und richtig kennenlernen konnte. Zu reisen entschloß sie sich nicht mehr. Das lag ihr nicht. Ihr Haus war immer ihre Welt gewesen. Sie ließ uns ganz gleiche Kleidchen machen aus feingestreifter Leinwand, mit weißer Stickerei besetzt. Auch mein Bruder bekam einen neuen Anzug. Dann durften wir spazieren fahren. Ihr unverheirateter Sohn, der ein Getreidegeschäft hatte, lebte noch bei ihr. Onkel hatte Wagen und Pferde. Ihn kannten wir gut; denn er war schon öfters bei uns gewesen, und es war ihm eine Freude, mit uns auszufahren. Zuerst auf den Kirchhof. Er lag auf einem Berge hinter der Stadt. Da waren zwei Erbbegräbnisse, mit Erdmyrte überwucherte Hügel hinter Gittern; die Vorfahren meiner beiden Eltern ruhten darunter. Denn auch der Vater meines Vaters war gestorben, während er Rat in Lyck war, und aus früher Zeit lagen noch zwei kleinere Geschwister von ihm dort. Der Kirchhof zeigte überall auf den Gräbern die Kränze aus gelben Katzenpfötchen, die in ganz Masuren eifrig wucherten. Man hatte einen schönen Blick dort ins Land hinaus. Auf den Wiesen, zu Füßen des Hügels, wuchs die Schwadengrütze, die ein so beliebtes Essen bei uns war, und die der Kutscher des Morgens früh, wenn der Tau noch auf dem Gras lag, durch ein sanftes Schwenken der Stengel in Siebe auffing. Es war dies für mich eine geradezu geheimnisvolle Beschäftigung, und ich ruhte nicht, bis ich einmal mitgenommen und vor Tau und Tag neben dem Kutscher durch das nasse Gras stapfte, auf dem noch Nebel lag und zusah, wie er die feinen Körnchen fing, die aus den geschaukelten Stengeln herausfielen. Meine Schwester konnte Schwadengrütze nicht essen und mußte sich immer übergeben, wenn sie auf den Tisch kam. Ihre Abneigung ging so weit, daß sie auch kein Klei-

dungsstück sehen konnte, das diesen eigentümlichen rötlich-bräunlichen, mit weiß gemischten Ton hatte. Für mich war Schwadengrütze in Milch, mit Zucker und Zimt bestreut, ein herrliches Essen, vor allem, seit ich einmal selbst die Stengel geschüttelt hatte. Großmutter pflegte uns die Grütze in einem weißen Leinwandsäckchen zu schicken. Sie muß also eine Spezialität Masurens gewesen sein. Daß Großmutter uns nicht nur mit Schwadengrütze versorgte, ist selbstverständlich. Es gab die herrlichsten Blaubeerfladen; daumendick mit Blaubeeren belegt, von denen wir essen konnten, soviel wir wollten. Sie buck uns selbst zum Abendbrot Kartoffelpuffer, so dünn, daß man den Mond hätte hindurchsehen können, und der Onkel beschenkte uns mit den schönsten Bonbons, ja, er brachte uns sogar an den Zauberbaum, auf dem die Bonbons wuchsen. Wenn wir ihn schüttelten, fielen sie uns in den Schoß. Nur schade, daß dieses Wunder nur in seiner Gegenwart geschah!

Einmal fuhr er uns in den Fichtenwald hinter der Stadt, in dem der dunkle, schwarze Tatarensee liegt. Die Sage erzählt, daß bei einem Tatareneinfall die Horde hierher zurückgedrängt und ertränkt wurde. Sagen, die sich seltsamerweise bis auf den Tag der Tannenbergschlacht wiederholen. Das Wasser war tiefschwarz. Der See lag einsam mitten im Walde und machte auf meine Phantasie einen großen Eindruck. Lyck lag selbst an einem großen See, einem jener fischreichen masurischen Seen, in denen Fritz Skowronnek, wenn er in ihnen fischt, den hl. Petrus noch übertrifft. Am See, zu dem eine Straße herunterführte, lag die Badeanstalt. Wir durften mit unserem Mädchen hierhergehen und täglich baden. Auch das war anders als daheim. Einmal war der Weg einfacher, wir brauchten nicht den Berg hinab und über die Wiese nach der primitiven Badeanstalt der kleinen Stadt. Es war nicht nur ein großer Tümpel, und ich hatte gar keine Angst, hier womöglich ein totes Tier zu finden wie daheim. Feine Kiesel bedeckten den Grund, und wenn man die Stricke aufhob, konnte man hinausschwimmen, soweit man wollte. Wir konnten nicht schwimmen und hielten uns innerhalb des abgegrenzten Bereichs. Aber meine Mutter, das wußte ich, war eine tollkühne Schwimmerin, und immer, wenn ich die kleine Holztreppe hinunterstieg und meinen Fuß schauernd in das Wasser setzte, dachte

ich daran, daß sie einmal über den ganzen See geschwommen war, bis zum gegenüberliegenden Ufer.

Es war die erste Reise, die ich machte. Durch Großmutters Aufsicht fühlte ich mich auch von meiner Aufgabe als Älteste entlastet und ließ mich in meinem Ferienglück vollständig gehen. Sonst nahm ich diese Aufgabe sehr ernst; denn eine Älteste hat immer Pflichten. Sie werden mit ihr geboren und übertragen sich später von den Geschwistern auf deren Kinder. In den neuen Kleidchen, sauber gekämmt, und aufs ausdrücklichste davor gewarnt, in dem Abteil die Köpfe anzulehnen, ohne ein Taschentuch unterzubreiten, wurden wir, nachdem meine Eltern zurückgekehrt waren, zurückgeschickt, um den Nachgeschmack der elterlichen Ferienfahrt zu genießen, mit Staunen die kleinen Albums mit bunten Bildern der Schweizer Seen zu sehen und auch die wunderschönen gepreßten Blumen zu bewundern, die Vater mitgebracht hatte, vor allem das pelzige, dicke Edelweiß. Diese Blumen hatten einen bestimmten Zweck. Auf kreisrunden und ovalen Stückchen feinsten weißen Kartonpapiers zu hübschen Sträußen geordnet und eigen aufgeklebt, wurden sie mit selbstgemachten Verschen umgeben und waren ein Reiseandenken für die Frauen des kleinen Bekanntenkreises. So sinnig schenkte man damals.

Einen späteren Sommer verbrachten wir an der Ostsee, in Zoppot. Auch das war möglich. Wir wohnten in einem kleinen Haus an der See, hatten unser Dienstmädchen mit, wirtschafteten selbst, und zu allem war noch eine junge lustige Base meiner Mutter für diese Zeit unser Gast. Zoppot hatte damals noch nicht den Anstrich des vornehmen Polenbades, in dem es vor dem Kriege unliebsam auffiel. Nein, damals war es noch rein deutsch und tausendmal schöner mit seinen weißen Villen, den grünen Wäldern und der vorgelagerten Halbinsel Hela, von der der Leuchtturm am Abend herübergrüßte. Das große Ereignis war für uns natürlich die See, die Ostsee, das Baltische Meer, um das wir Germanen gewohnt hatten von Urzeiten an, das uns gehörte. Schon damals erzählte mein Vater, daß die Hussiten auf einem Raubzuge einmal bis hierher vorgedrungen waren, das Kloster Oliva zerstört hatten und mit ihren kleinen wilden Pferden in das Meer geritten waren, um ihre Feldflaschen mit dem Seewasser zu füllen, zum Zeichen der

Besitzergreifung. Viel früher schon, noch unter dem Deutschorden, hatte König Ottokar von Böhmen an einem jener Kreuzzüge teilgenommen, die die Ritter in das Innere des Pruzzenlandes unternahmen, und auf die der Papst denselben Ablaß erteilt hatte, wie auf die Züge gegen die Türken. Damals war das Samland erobert und der Grundstein der Feste Königsberg gelegt worden. Der Hochmeister hatte dem fremden König, der Gast des Ordens war, durch die Zuteilung dieses Namens eine Höflichkeit erweisen wollen. Diese Höflichkeit und jener Raubzug über das Kloster Oliva hinaus sind die beiden Ansprüche der Slawen auf Danzig und die Küste der Ostsee. —

Daß wir auch hier natürlich jeden Tag badeten, zusammen mit der Mutter und der lustigen Base, die tausend Allotria trieb, ist selbstverständlich. Wir wanderten aber auch durch die Wälder, suchten Steinpilze, die unendlich zahlreich standen und herrlich mundeten, auch zum Trocknen auf Fäden gezogen wurden, und sahen auch Oliva, das geheimnisvolle Kloster, in dessen Garten ein blühender Korallenbaum stand, die erste fremde Blume, die ich erblickte. Es war eine wunderschöne Zeit! Daß wir sie mit den Eltern verlebten, gab ihr einen besonderen Reiz. Mutter war hier viel freier als daheim, nahm an den Wanderungen und dem Pilzesuchen mit größtem Eifer teil, und ich fühlte zum ersten Mal deutlich, wieviel sie zu Hause zu tun hatte.

*

Noch eine andere Reise fällt in diese Kinderjahre. Mein Vater machte mit mir und meiner Schwester, mit seinen beiden Ältesten, die Hochzeit bei einem verwandten Superintendenten in einem ostpreußischen Dorfe mit, das zwar an der Bahn, doch nicht gar zu weit von der kleinen Stadt entfernt lag. Er hatte ein sehr hübsches Gedicht verfaßt, das wir abwechselnd aufsagen sollten, eine Art Wechselgespräch zwischen uns, das Brautpaar und seine Eltern betreffend. Wir lernten es mit großem Fleiß und fuhren in dem Gefühl ab, dem Vater keine Schande zu machen. Mutter legte in das Körbchen noch zwei hübsche Kränze aus Astern und Buchsbaum, die wir am Abend zu unseren weißen Kleidern tragen sollten. Alles ging gut. Wir kamen in einen großen Kreis untereinander bekannter und verwandter Menschen, in dem mein Vater viel Jugenderinne-

rungen wieder auffrischte, und fühlten uns behaglich in dem weiten Pfarrhaus unter den Vorbereitungen für den wichtigen Tag. Am Abend kamen wir aufgeputzt mit unseren Kränzen und breiten Schärpen herunter und traten vor das Brautpaar, dem eben der Kranz überreicht war. Wir begannen unser Gedicht. Aber meine Schwester, viel ängstlicher und schüchterner als ich, blieb nach den ersten Worten stecken und brach in Tränen aus. Kein Zureden half. Vater mußte sie an die Hand nehmen und fortführen, und ich allein sagte ihren und meinen Teil auf und erntete Lobsprüche, die mir im Gedanken an sie peinlich waren. Sie kam den ganzen Abend auch nicht aus ihrer Ecke hervor und saß hinter dem Flügel, an dem eine Schwester der Braut, die Erzieherin in Frankreich gewesen war, Tänze paukte — „Un — deux — trois" fiel es unablässig von ihren Lippen. Den folgenden Tag und das eigentliche Hochzeitsfest habe ich vergessen. Aber diese unsere erste öffentliche Vorführung ist in uns beiden haften geblieben. —

Wir hatten in der Stadt, aus der wir kamen, einen großen Garten gehabt, der zu einem villenartigen Haus gehörte, das ein Stück vor der Stadt lag und in den letzten Jahren von uns ganz allein bewohnt worden war. Nichts vermißten wir so wie jenen Garten, und mein Vater sah sich um, uns wieder ein, wenn auch nur bescheidenes Stück Gartenland zu verschaffen. Das war aber sehr schwer. Die Bewohner der kleinen Stadt, sofern sie nicht Beamte waren, lebten in eigenen Häusern mit eigenen Gärten. Zu vermieten war nichts. Da dachte unser Vater an das Gefängnis. Hier hatte der Gefängniswärter, dessen Tochter bei uns schneiderte, einen Garten zwischen Schloß und Mauer, in dem eine alte Linde stand, in deren Zweigen Sitze angebracht waren, so daß man von ihnen weit hinaus in das Land sehen konnte. Aber dieser Garten gehörte ihm, und es war gerade für meinen Vater unmöglich, ihm denselben zu nehmen. Neben dem Hofe war ein anderes Stück Land frei, mit dem er es versuchte. Es hatte harten, steinigen Boden, dem kaum ein Gemüsebeet abzuringen war, an Blumen nicht zu denken. Auch lag es zwischen dem Gefängnis und der hohen Stadtmauer und war so traurig, daß wir schon nach einem Jahr darauf verzichteten. Es brachte mich aber doch mehr in den Bannkreis des Schlosses. Das Gefängnis

hatte in der ersten Zeit, die wir in der kleinen Stadt zubrachten, meine Phantasie lebhaft beschäftigt. Ich hatte meinen Vater auch zuweilen auf Inspektionsbesuchen begleitet, vor allem, wenn er in das Schloß ging, um das Mittagessen zu kosten. Wir traten dann zuerst bei dem Gefängniswärter ein, dessen Tochter ja eine gute Bekannte von uns war. Dann wurde das Schlüsselbund in die Hand genommen, und in Begleitung des Wärters ging es die Treppen hinauf, an den Zellen entlang, von denen jede von außen durch ein kleines Fenster zu beobachten war. Auch ich ließ mich in die Höhe heben und sah in dem engen, nackten Raum einen Mann in grauer Sträflingskleidung sitzen. Das Fenster war hoch und abgeblendet, so daß er nicht imstande war hindurchzusehen, auf alle die weißen Wege da draußen, die wie die Welt für ihn verschlossen waren. Es war ein trauriger Anblick, und trotz des Gerechtigkeitsgefühls, das sehr stark in mir lebte, durchlief mich ein Grauen. Behaglicher wurde mir schon vor der dampfenden Erbsenschüssel mit den Speckstücken, von der mein Vater kostete und zufrieden war. Einmal hieß es, ein Gefangener sei entflohen. Ein politischer Gefangener. Ein Wort, dessen Bedeutung ich nicht kannte. Wie er es möglich gemacht hatte, aus dem Schloß und über die Mauer zu kommen, weiß ich nicht. Ein paar Tage beschäftigte ich mich mit ihm, und vor allem malte ich mir des Nachts seine Furcht aus, da er in dem grauen Sträflingsanzug davongegangen war, und man ihn doch gleich erkennen würde. Den Anzug hat man dann auch gefunden. Er selbst ist wirklich entkommen. — Übrigens waren die Gefangenen, wenn ich sie nicht gerade im Schloß aufsuchte, wo sie mir fremd erschienen, als richtige Gefangene, sonst eine ziemlich vertraute Erscheinung in unserem Haus. Wurden sie doch zu allen möglichen Arbeiten abkommandiert, so z. B. zum Holzhacken, und wurden dann von der Köchin mit einer Tasse Kaffee erfreut und bekamen Geld. Legten sie die Holzkloben über das Kreuz und knirschte die Säge, so wußte ich, der Winter kam bald. Dann wurde das Tor aufgemacht und die Fuhre Torf hereingebracht, und mein Vater ging herunter und beobachtete, wie der Bauer in seinem weißen Pelz den Torf in die großen grünen Weidenkörbe zählte und 100 nach 100 in den Stall gebracht wurden.

Jener Garten am Gefängnis war so traurig, daß mein Vater seine Bemühungen verdoppelte und es ihm wirklich gelang, nahe dem Steintor an der anderen Seite des Berges einen Garten zu mieten, der unseren Zwecken entsprach. Er hatte ein paar alte Obstbäume, vor allem einen prachtvollen Honigbirnbaum, eine Laube und guten Boden, so daß Salat und Radieschen, Erbsen und Bohnen herrlich gediehen. Er wurde nun unser Spielplatz. Das Abendessen wurde im Korb hingebracht, ein kleiner Keller aus Ziegelsteinen für Bier und ein paar Flaschen Wein angelegt, und manche vergnügte Stunde haben wir dort verlebt. Er bekam dann eine besondere Bedeutung dadurch, daß, als mein Vater ihn einmal im Winter aufsuchte, weil er wieder ein paar Vogelfallen stellte, um Tante Zofchen mit neuen Kohlmeisen zu versorgen, er entdeckte, daß die ganze Laube voll Betten lag. Diebe, die in der Stadt eingebrochen waren, hatten ihr Diebesgut nicht besser zu sichern gemeint, als daß sie es in den Garten und in die Laube des Kreisgerichtsrats brachten. Sie wurden entdeckt und die Sachen ihren Eigentümern zurückgegeben.

Der kategorische Imperativ.

Die Jahre waren hingegangen. Die Pension, das Verlassen des Elternhauses, war eine Notwendigkeit geworden; denn in der kleinen Stadt und bei Fräulein Veronika hatte ich nichts mehr zu lernen. Meine Kinderfreundin und ich sollten zusammen nach Elbing kommen. Mein Vater fuhr mit uns zur Prüfung zum Schuldirektor. Ich hatte ihr mit Zittern entgegengesehen, sie fiel aber so aus, daß ich in die zweite Klasse aufgenommen wurde. Zum Herbst, wo die Versetzung stattfand, siedelten wir nach Elbing über. Es war mit Sorgfalt eine Pension für uns ausgesucht worden, in der nur sechs Mädchen waren. Meine Freundin und ich teilten ein Zimmer. Die neue Schule, ein großes, für damalige Zeit mit einer gewissen Verschwendng gebautes Gebäude, füllte mich ganz aus, wenn ich durch die langen Korridore lief oder in den hellen freundlichen Klassenzimmern saß und von Lehrern unterrichtet wurde, die es wirklich verstanden, mein Interesse zu wecken. War ich aber in der Pension, so brach ein solches Heimweh über mich herein,

daß der Bücherschrank in der Ecke, in dem jeder von uns ein Fach gehörte, die Tränenecke genannt wurde; denn ich kniete dort bei meinen Büchern wie eine Nonne vor dem Heiligenbild und meine Tränen flossen in das Bücherfach hinein, so daß sämtliche Hefte in Gefahr waren, aufzuweichen. Hin und wieder kamen die Eltern in der berühmten Postkutsche, die jetzt doppelte Bedeutung für mich gewann. Dann verlebten wir einen herrlichen Nachmittag. Doch war das viel zu selten, um den Druck von meinem Herzen zu nehmen.

*

Als es Frühling wurde, sollten wir sechs an einem Sonnabend, der zufällig frei war, nach der kleinen Stadt fahren und am Sonntag abend nach Elbing zurückkehren. Die Eltern meiner Kinderfreundin hatten ja ein großes Haus und konnten mit Hilfe des befreundeten Rechtsanwalts, der über ihnen wohnte, gut die vier Mädel aufnehmen, die außer uns beiden den kleinen Kreis bildeten. Wir aber hatten damals unser großes Eckhaus verlassen müssen und waren in jene so gänzlich unzureichende Wohnung gezogen, die den Eltern die letzte Zeit des Aufenthaltes so sehr trübte. Mein Vater bemühte sich deshalb um Versetzung, doch mußte die Reorganisation, die im Jahre 1879 kam, abgewartet werden. So war es ihnen unmöglich, wo schon für uns Kinder die Unterkunft so schwierig geworden war, noch Logierbesuch aufzunehmen. Meine Mutter aber, die so unendlich gastfrei war, litt so sehr bei dem Gedanken, daß wir alle kommen sollten und niemand als ich bei ihr wohnen, daß sie meinen Vater dazu überredet hatte, mir diese Reise zu verbieten. Ich sollte in Elbing bleiben, und die fünf anderen sollten ohne mich abfahren. Es war das eine Grausamkeit, deren Tragweite sie selbst sich wohl gar nicht klar machte, nur gedrückt durch das Gefühl, ganz gegen ihre Wünsche gegen das gastliche Haus der anderen zurückstehen zu müssen. Es handelte sich ja auch nur um einen Tag, den ich zudem mit den Mädeln zusammen in dem Garten unserer Freunde verbracht hätte. Von Eltern und Geschwistern hätte ich wenig gehabt. Und in vierzehn Tagen gab es Pfingstferien. Da konnte ich vollauf entschädigt werden. Wie stark mein Heimweh war, wußte Mutter nicht. Wohl war die Tränenecke ge-

legentlich bei Besuchen der Eltern erwähnt worden; aber halb im Scherz. Das Gefühl des Ausgeschlossenseins, das mich in diesen Tagen vollständig beherrschte, hätten beide Eltern nicht begriffen. Denn ohne es zu wissen, waren wir Kinder dazu erzogen, uns nie mit andern zu vergleichen. Dies war die einzige Gelegenheit, die mich meines Wissens dazu verführte.

*

Der Beschluß wurde mir mitgeteilt, und ich fügte mich. Bei dem absoluten Gehorsam, der bei uns üblich war, kam ich gar nicht auf den Gedanken, daß ich mich dagegen hätte auflehnen können; aber das Gebot drückte mich so sehr, daß die Pensionsmutter es wohl fühlte. Als dann der Morgen kam, an dem der Besuch vor sich gehen sollte und alles früh aufgestanden war und beim Frühstück das Lachen und die frohe Erwartung über dem Tisch lag wie Sonne, sagte meine Tante, wie ich die Pensionsvorsteherin nannte: „Du fährst auch mit." — „Nein," sagte ich erschrocken. „Ich darf ja nicht." — „Du darfst mitfahren," sagte sie, „deine Mutter ward sich freuen, wenn du kommst." — Ich begriff es nicht. Dabei war aber die Sehnsucht so heiß und lockend, daß ich nicht die Kraft hatte zu widerstehen. Außerdem, mußte ich nicht der Pensionsmutter ebensogut gehorchen wie meinen Eltern? War es mir nicht eingeprägt? Der ungeheure Sophismus, der darin lag, entging mir. Ich packte schnell die notwendigen Sachen zusammen, zog mich an und wir gingen zur Bahn. Als wir die Haltestelle erreicht hatten, wo die Pustkutsche wartete, sah Will vergnügt schmunzelnd drein und sagte: „Das ist schön, daß du auch da bist." Wir kletterten in die kleine Kutsche und fuhren durch den prächtigen Maimorgen. Ich war furchtbar aufgeregt, denn ich hatte ein ängstliches, drohendes Gefühl, und um diese Aufregung zu meistern, erzählte ich den Aufhorchenden „das Geheimnis der alten Mamsell" und „das Heideprinzeßchen" von der Marlitt. In der Pension durften keine Romane gelesen werden, und sie kannten beide Geschichten noch nicht. Sie waren ganz still und hörten mit großen Augen zu, wie ich in aller Ausführlichkeit schilderte und gerade erst fertig war, als der Wagen am Steintor hielt. Die Mutter meiner Freundin empfing ihre Gäste, empfing auch mich sehr herzlich. Ich sah

aber, daß ein ungewisses Leuchten über ihre Augen ging, als sie mich mit schönem Gruß nach Hause schickte. „Es wird schon gut gehen," sagte sie.

*

Mir klopfte das Herz. Ich eilte durch die Straßen über den Markt und betrat das Zimmer der Eltern. „Du," sagte meine Mutter, „dir ist es doch verboten zu kommen." — „Ich sollte aber fahren," erwiderte ich, als ich mit Tränen an ihrem Halse hing. „Tante hat es mir befohlen." „Das geht nicht. Es geht wirklich nicht. Du mußt zurück." Sie sprach mit dem Vater. Ich hörte ihre erregten Stimmen. Das Urteil war gefallen.

Die Geschwister umringten mich scheu, gehalten. Denn daß man gegen das Verbot der Eltern handelte, erschien ihnen so ungeheuer, daß jede Freude gehemmt war. Von mir war sie längst abgefallen. Es mochte 12 Uhr sein, als ich angekommen war. Um 2 Uhr ging die Postkutsche zum Zuge, der nach Elbing fuhr. Zwei Stunden hatte ich also Aufenthalt. Kaum war alles entschieden, so klingelte es. Die fünf Mädel kamen zu meiner Mutter zu Besuch und wollten für mich bitten. Es war vergebens. Ich, an meinen Tränen würgend, saß unter ihnen wie eine Gezeichnete. Vom Mittagessen, das die Familie vereinte, konnte ich keinen Happen herunterbringen. Dann zog ich mich an, und Vater brachte mich zur Post. Ich weiß noch, daß Mutter sehr fest blieb, als sie mir Lebewohl sagte. Ihr Wille war unerschütterlich. Vater war weicher. Ich war der einzige Passagier, und als er mich in den Kasten setzte, streichelte er mich und gab mir einen Kuß. Ihm wäre es wohl im Grunde recht gewesen, wenn ich geblieben wäre. Freilich, daß ich ein Gebot übertreten hatte, war schlimm, doch die Strafe war groß, schien mir ganz ungeheuerlich. Zum Glück kamen die Mädel nicht, um mir Lebewohl zu sagen, sondern blieben im Haus. Nur vom Garten winkten sie mir dann, als der Wagen vorbeirollte. Der Weg, den ich vor Stunden in überspannter Heiterkeit erzählend zurückgelegt hatte, erschien mir endlos. Endlos die Fahrt mit der Bahn. Es war weit vom Bahnhof nach der Stadt und zum Pensionat. Dann kam das Klingeln und der erstaunte Blick der Pensionsmutter, ihr gutmütiges Mitleid. Ich war nur froh, als ich

mich in meinem Zimmerchen auf das Bett legen und ausweinen konnte. —

Dieser Tag beendigte meine Kindheit und das unbewußte Leben in mir. Von jetzt an pflegte ich bewußt zu leben. An diesem Tage erwachte die nimmer müde Kritik, die bisher unter der Oberfläche der bunten Eindrücke, die von allen Seiten auf mich eingestürmt waren, geschlafen hatte. Und es war gut, daß meine Menschenliebe so groß war. Ich konnte es wohl begreifen, daß meine Mutter so und nicht anders handelte. Ich sah den Stolz auf ihr Haus, den unendlichen Fleiß, mit dem sie es erhielt, mit dem sie ihre vielen Kinder nicht nur körperlich sauber und niedlich und gut genährt hielt, sondern immer noch etwas darüber hatte von Glück und Freude. Ich sah diesen Stolz aufs schwerste gekränkt, daß gerade die Gefährtinnen aus der großen Stadt, die Elbing für unsere kleine Stadt war, keine Aufnahme bei ihr finden sollten. Bei ihr, deren Kochkunst berühmt war. Hat doch eine jener Jugendfreundinnen nach ihrem Tode mir noch geschrieben: „Ich saß kaum, so stand schon der Stachelbeerkuchen vor mir." Sie brach dieser scheinbaren Kränkung dadurch die Spitze ab, daß sie mich an dieser Freude nicht teilnehmen ließ. Wahrscheinlich hätte sie mir später dafür ein Kistchen mit den von mir so geliebten Vanillekuchen geschickt oder einen besonders herzlichen Brief geschrieben. Das hatte ich nun durch meine eigenmächtige Handlung verscherzt. Ich begriff auch den Standpunkt meines Vaters, der mit seinem weiten Blick diesen Dingen nicht dieselbe Wichtigkeit beilegte, aber selbstverständlich zu meiner Mutter hielt in jener schönen Einheit des Willens, die allein eine Erziehung ermöglichte, wie sie mir zuteil wurde. Es war eine sehr bittere Erfahrung, die meine Kindheit schloß; aber ich lernte begreifen, und habe sie meinen Eltern niemals nachgetragen. Ich wußte seitdem, daß nicht alle Kinder so erzogen wurden wie wir; aber ich fühlte, daß diese Erziehung gut war. Als ich dann später von dem eisernen Rückgrat der Preußen hörte, dachte ich an diesen Tag aus meinem Leben, der mir jenes eiserne Rückgrat gegeben hat. Ich dachte wieder an die Deutschritter, an meine geliebten Weißmäntel, von denen es hieß, daß ein ungehorsamer Ritter, und hätte er selbst Hochmeisterrang, auf den Schindanger geworfen wurde und dort verfaulen mußte, und daß ihm

im Parchim, wo die Ritter lagen, kein Grab gegönnt wurde. Ich dachte auch an den kategoriſchen Imperativ, von dem ich jetzt mehr wußte, als in meiner Kinderzeit, und daß gerade ich ihn in Ehren halten müſſe, die ich in der Stadt Kants geboren war.

Die Eltern gaben uns ja das Beiſpiel. Nie nahmen ſie etwas für ſich. Vater aß ruhig des Abends ſeinen Teller Milchſuppe. Daß er beim Wein ſaß, kannte ich gar nicht. Und Mutter! Etwas Fleißigeres konnte ich mir doch nicht vorſtellen. Und wieviel Freude hatte über meiner Kindheit gelegen! Und wie hoch ſtanden beide geiſtig, trotz dieſer Einſchränkungen!

Schwere Tage waren es, in denen ſich mein Selbſt ſo entwickelte. Niemand ahnte, was ich durchmachte, niemandem konnte ich mich anvertrauen. Ganz allmählich lernte ich, daß die Folgen einer Übertretung viel ſchwerer ſind, als das verhältnismäßig kleine Vergehen. Ich machte der Penſionsmutter keinen Vorwurf. Ich ſelbſt hatte ja zu entſcheiden gehabt. Ich allein. Und als ich mich einmal ſo weit durchgerungen hatte, ſah ich meinen Weg. Wie viele Wanderungen hatten wir mit meinem Vater gemacht in dieſen Jahren! Wie oft waren wir an Tafeln mit der Aufſchrift: „Verbotener Weg!“ vorbeigekommen. Wie hatten dieſe Pfade zuweilen gelockt, wenn ſie abkürzten oder ſchattig waren. Aber immer hatte mein Vater uns zurückgerufen. „Verbotene Wege geht man nicht!“

Es dauerte eine Weile, dann war ich damit fertig, und der kategoriſche Imperativ rollte in meinem Blut. Aber freilich, die Kindheit war nun zu Ende.

Ende

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA